

Basler Jugenderinnerungen

Autor(en): Kurt von Miaskowski

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1929

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/962f2f5d-5942-429e-ba7d-fd63217c8aa9>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Basler Jugenderinnerungen.

Von Kurt von Miaskowski, Leipzig.

Den hier folgenden Jugenderinnerungen eines Mannes, dessen Vater sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Lehrer an unserer Universität und erster Geschichtsschreiber der Gemeinnützigen Gesellschaft um unsere Stadt wohl verdient gemacht hat, haben wir gerne Raum gegeben. Wir haben nur die alleroffensichtlichsten Irrtümer und Gedächtnistäuschungen beseitigt, geben im übrigen aber die stark persönlichen Erinnerungen und Eindrücke glücklicher Jugendjahre so, wie sie der Feder des Verfassers entfloßen sind, ohne überall mit seiner Auffassung einig zu gehen. Wir tun dies in der Annahme, daß es auch für Basler Leser nicht ohne Reiz sei, unsere Zustände von damals einmal mit den Augen eines warmherzigen und klugen Beobachters aus altdeutschen Kreisen zu sehen, dem jene Zeit nach der inzwischen durchlebten Not des Umsturzes naturgemäß in besonders verklärtem Licht erscheinen muß. —

Die Redaktion.

Meine Erinnerungen an die ersten Kindheitsjahre in Livland, der alten Heimat meiner Eltern, und an den Eintritt meines Vaters in das deutsche akademische Leben in Jena sind naturgemäß geringe und durch spätere Besuche in diese Gegenden aufgefrischt.

Sie werden erheblich lebhafter von der Zeit an, wo meine Eltern ihr Leben in die altberühmte Schweizer Handels-, Patrizier- und Universitätsstadt Basel verlegten. Mein Vater war dort Ende der siebziger Jahre Professor der Nationalökonomie, wie sich vielleicht der oder jener ältere Basler erinnern wird.

In Basel kam ich zur Schule. Vorher hatte meine Mutter mich schlecht und recht, mit viel Talent, aber auch wohl manchem Dilettantismus, selbst unterrichtet. Das ging früher; verloren hat niemand etwas dabei, gewonnen aber wurden noch einige freiere und gesündere Jugendjahre in Haus und Garten. Jetzt steckt der Staat seine Nase mehr in die Erziehungsangelegenheiten.

Welcher Unsinn das wenn auch nur zeitweilige Gleichmachenwollen naturgemäß ewig ungleicher Bevölkerungsschichten bedeutet, ist uns am lebendigen Leibe als Schüler der Basler Volksschule, in welche alle bis zur Scheidung durch das Gymnasium mußten, damals schon klar geworden. Denn kaum waren die jungen Republikaner in einer Klasse vereint, verteilten sich diese Abeschützen ganz von selbst, wie durch Scheidewasser getrieben, in die drei durch Abgründe getrennten Stämme der „Herrebübli“, d. i. der Söhne der reichen, alten Patrizierfamilien, ferner der Kinder der „rächten Lüt“ — man würde jetzt sagen: des gebildeten Mittelstandes — und der, wie wir damals sagten, „Armen“. Allenfalls fand wohl einmal ausnahmsweise eines von den „rächte Lüt's Kindern“ Aufnahme unter den „Herrebübli“, wenn es aus guter Familie und der Vater von akademischer Bildung oder sonst angesehen war. So ging es unverdientermaßen auch mir: dem Portemonnaie meines Vaters nach hätte ich nicht zu den „Herrebübli“ gehört, sonst aber waren die Bedingungen wohl vorhanden, und so sahen die jungen siebenjährigen patres conscripti über unsere fehlenden Millionen einsichtig hinweg und rezipierten mich. Ich habe dann in den schönen Stadt- und Landhäusern, den herrlichen Gärten und Parks dieser wahrhaften Patrizierfamilien schönste Kinderzeiten verlebt.

Abgesehen von solchen die Regel bestätigenden Ausnahmen war aber die Trennung der Klippfschüler nach dem Zensus der Väter; eine total und schroff durchgeführte Verbindung zwischen den „Herrebüblis“ und den „Armen“ gab es

einfach nicht, es sei denn, daß man bei Reilereien, dort „Händel“ genannt, eine gewisse Fühlung miteinander bekam und sich gegenseitig klassenbewußt seine Abneigungen und sein absolutes Mißverstehen klar machte. Aber selbst das war selten. Die „Händel“, die zur Schulkurzweil gehörten und der Freundschaft natürlich keinen Abbruch taten, machte man im engeren Patrizierkreise ab; die andern Schulbuben waren Luft, und ebenso haben natürlich die Plebejer uns Patrizierjüngens als durchsichtiges Glas betrachtet. Diese Behauptung kann ich mit authentischer Urkunde belegen: ich habe noch zwei Hefte „Tagebücher“ aus jener denkwürdigen Zeit, in denen fast täglich die Händel mit den andern „Buben“ verzeichnet sind; und da kommen nur Namen erster Basler Patrizierfamilien als Gegner vor; nur einmal geschieht Erwähnung einer größeren Aktion, wo es sich um gemeinsames Vorgehen der „Herrebübli“ gegen die proletarischen Mannen der Schule gehandelt zu haben scheint.

Ich behaupte, und jeder Einsichtige wird mir, auch aus unseren neudeutschen Erfahrungen heraus, recht geben, daß das Zusammenpferchen von Kindern ungleicher Stände in einer Volksschule die sozialen Gegensätze nicht mildert, sondern bei den Kindern unnützlich früh hervorruft und bei den Erwachsenen verschärft.

Daß diese prinzipienweiterische Gleichmacherei der Schule sogar in der freien Schweiz und gerade von Leuten einfachen Standes nicht begriffen, ja als etwas Angehöriges angesehen wurde, bewiesen die empörten Mienen und die abfällige Kritik unserer „Kindsmaidli“, als ich einige Male einen Schulkameraden zu mir einladen mußte, der zwar ein lieber und gesitteter Junge, aber sonst (wie es in den erbaulichen Erzählungen für die Jugend damals so schön hieß) der Sohn einer „armen, aber ehrlichen und reinlich gekleideten Witwe“ war. Ich hatte mich mit diesem einwandfreien jungen Proletarier auf Wunsch meines Vaters, der seine sozialwissenschaftliche Freude an solchen Experimenten haben mochte, an-

freunden müssen. Unsere Rindsmaidli aber sahen es offen heraus und in nahezu rebellischer Weise für mehr als shocking an, daß „so einer“ „zu uns“ kam, und daß der Sohn ihrer Herrschaft „dem da“ die Honneurs als Wirt machte.

Alle, die jetzt bei uns diese sozialen Experimente, gewiß nicht auf Kosten ihrer Klassengenossen, machen, hätten damals einen Lehrkursus in der Schweiz absolvieren müssen, um zu erkennen, wie gesund und patriarchalisch es dort in Dingen des Verhältnisses der Klassen zu einander zuging, und um die von andern Völkern längst erprobte Weisheit zu erlangen, daß eine wohlverstandene politische Freiheit, deren sich die Schweiz ja schon lange erfreute, durchaus, genau wie in England, mit wohlgehütetem Herkommen und einer wohldistanzierten Schichtung ewig ungleicher sozialer Ordnungen zu vereinen ist. Demokratische Schwabensreiche, wie das Zusammenzwingen gerade der jüngsten Kinder aller Stände in einer Volksschule, waren bei den sonst so verständigen Baslern nur Ausnahmen.

Im übrigen war diese Basler Volksschule, nachdem nun einmal die auch für Blinde sichtbare strenge Dreiteilung vollzogen und von den demokratischen Lehrern und Stadtvätern, als in ihre Theorien nicht passend, übersehen worden war, eine ganz ausgezeichnete und dem gesunden und biederen Sinne der deutschen Schweizer entsprechende. Es wurde gründlich und mit Liebe gelernt, unverständiger Drill (wie ich ihn nachher auf preussischen Schulen noch erlebt habe) ebenso vermieden wie die Zügellosigkeit, die sich die „vom Joche des Obrikeitsstaates befreiten“ Großstadtjünglinge bei uns eine Zeitlang erlauben durften.

Aber noch mehr! Es wurde den Kindern ein geradezu herzerfreuender, „scharf nationalistischer“ Würde man jetzt bei uns sagen, Patriotismus und ein unausgesetzt gepflegtes Gefühl des Stolzes auf das schöne Heimatland und die ganz besonders tüchtige Art seiner Bewohner eingeprägt. Ein heutiger junger Amerikaner kann von der Erstklassigkeit der

U. S. A. — God's own country! — nicht intensiver überzeugt sein, als es damals die jungen Basler gelehrt wurden von der prima Qualität der Schweiz und vornean natürlich ihres Heimatkantons zu sein. So mußte jeder Unterricht in „Heimatkunde“ sein. Doch damit nicht genug! Es wurde den kleinen Schweizer Bübli von 6 bis 9 Jahren sogar Militarismus, allerunverblümtester Militarismus — man denke in einer Republik! — beigebracht, indem die Schule nicht unterließ, oft und mit herzlichem Behagen darauf hinzuweisen, daß die Schweiz ein zwar kleines, aber wohlgerüstetes und selbstverständlich ganz besonders tapferes Heer habe, das sehr wohl imstande sei, jeden Angriff, zumal in seinen heimischen Bergen, zunichte zu machen. Es wurde mit gewaltigem Stolz auf die Heldentaten der Väter, auf Winkelried, Sempach, Morgarten hingewiesen. „Sie sollen nur kommen und versuchen, unsere garantierte Neutralität etwa nicht zu respektieren!“ Ja, so wurde es uns wahrhaftig gelehrt von Lehrern, die natürlich alle gute Republikaner und nie vom Geiste des „fluchwürdigen deutschen Militarismus“ angekränkt waren; und zwar schon nicht zu knapp in der Volksschule, wo es auch die angeblich so internationalen Proletarier gerne hörten, und dann natürlich erst recht auf dem von den Bürgerföhnen besuchten Gymnasium.

Um zu zeigen, daß bei den Baslern dieses patriotische Vertrauen auf die Wehrhaftigkeit des Volkes nicht nur mit dem Munde gesprochen, sondern auch in die Tat umgesetzt wurde, gab es die offiziell eingerichtete und geförderte Institution der „Radetten“. Das war ein Korps von Schulknaben, die in ihren freien Zeiten regelmäßige militärische Übungen machten, wirklich losgehende Flinten in die Hände bekamen und schießen und manövrieren lernten. Da machte damals jeder rechte Junge mit, und zwar die Söhne des Arbeiters mit ebensolcher Lust wie die Patrizierjungen, und es galt für direkt unfair, sich auszuschließen. So entstand ein kleines komisches und zugleich rührendes Abbild des einstigen

bewunderten deutschen Volksheeres. Es war durchaus keine „Soldatenspielererei“, sondern eine ernst betriebene Sache, um schon den Schulbuben an den Gedanken der Wehrkraft zu gewöhnen. An der Spitze solcher jugendlichen Kantönl-Armee standen wohl richtige Offiziere; Unterbefehlshaber waren junge Herren aus den Patrizierfamilien, die gedient hatten, und die unteren Chargen wurden, wenn ich nicht irre, von Primanern des Gymnasiums versehen. Es war in den guten Basler Kreisen die Regel, daß der junge Bürger, wie das Gottfried Keller auch von Zürich berichtet, bei einer schmucken Truppe der eidgenössischen Armee gedient hatte, ebenso wie es zur Bildung des künftigen Großhandels- und Ratsherrn gehörte, daß er seine Lehr- und Wanderjahre in Deutschland, Frankreich, England und oft auch Amerika verbracht hatte.

Sehr niedlich war es, wenn bei diesen ernstesten Übungen des Basler Jugend der Versuch unternommen wurde, bei Kommandos oder überhaupt in Reih und Glied gegen alle sonstige Gewohnheit der Feierlichkeit des Unternehmens zu Ehren „hochdütsch“ zu reden. Dieser Versuch war — um ihn mit dem Reichsgericht zu definieren — stets ein mit untauglichen Mitteln und am untauglichen Objekt vorgenommener; es dauerte auch nicht lange, so fingen die kommandierenden Herrebübli ebenso wie die gehorchenden Landsler an, wieder in ihren gewohnten heimischen Tönen zu gurgeln und zu krächzen. Und wenn gar einer der Rekruten andauernd „fein“ fein wollte und auf eine „schwyzerdütsche“ Frage seines Leutnants „hochdütsch“ antworten zu müssen glaubte, so geschah es, daß dieser ihn anfuhr: „Rasch nit schwäze, wie d'r der Schnabel g'wachsen isch?“

Mit dieser herrlichen Basler Kadettenzeit und ihrem lustigen, kameradschaftlichen Leben ist für mich eine unauslöschliche, dunkle Erinnerung verbunden, die an mein erstes öffentliches Blamiertwerden. Und zwar wurde mir das — natürlich nicht mit böser Absicht — von meinem besten Schul-

freunde bereitet, dem auch in Deutschland bekanntgewordenen Schriftsteller Carl Albrecht Bernoulli. Das kam so: Wir Kadetten hatten eine Uniform, bei der gewisse Dinge, wie der „Waffenrock“, das Käppi, das Gewehr u. a. offiziell vorgeschrieben und zum Teil wohl auch vom Staate geliefert waren, während wieder andere Ausstattungsstücke dem Geschmack und dem Geldbeutel des Einzelnen überlassen blieben: so die Pantalons! Wie ich das erste Mal stolz, in voller Kriegsbemalung, in den großen Werkhof, wo wir „sammelten“, einrückte, rief mir Freund Carl mit einem despektierlichen Blick auf meine Unausssprechlichen und mit seiner lauten, treuherzig-rauben alemannischen Stimme über den ganzen Hof zu: „Du hesch wohl abg'sebleti vom Babbe?!“ Das war gemein. Das Gemeinste daran aber war, daß er den Nagel auf den Kopf traf! Ich glaube, ich habe ihm damals eine „ins Muul“ gegeben, was natürlich unserer Freundschaft keinen Abbruch tat, ebensowenig wie die voraufgegangene „Verächtlichmachung vor einer Menschenmenge“. Wenigstens haben wir uns, als wir aus der Schweiz schieden, gelobt, auch noch als „bärtige Männer“ zusammenzuhalten. Und das haben wir denn auch getan. Carl Bernoulli gab Anfang dieses Jahrhunderts, ein anerkannter Publizist geworden, den Briefwechsel zwischen Nietzsche und dem Basler Theologen Overbeck heraus und hatte dabei mit Nietzsches Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, welche sich nicht gern in die Nietzsche-Tradition hineinpfuschen läßt, allerhand literarische und sogar rechtliche Differenzen. Diese führten ihn gelegentlich einer Revisionsverhandlung vor dem Reichsgericht zu seinem Anwalt nach Leipzig und bei dieser Gelegenheit auch zu meiner Frau und mir. Da haben wir mit herzlichster Freude all die alten schönen Kindheitsgeschichten aufgefrischt und darunter natürlich auch die von den „abgesäbelten“.

An die Volksschule habe ich weiter keine nennenswerten Erinnerungen. Wir waren weder bemerkenswert faul noch unangenehm strebsam; und wenn mal einer versuchte, ein

wenig die Schule zu schwänzen und sich lieber in der schönen, blumenüberschütteten und schmetterlingdurchgaukelten Schweizer Gottesnatur herumtrieb, so mußten die Lehrer ihre gutmütigen und meist wirklich gütigen Schweizer Biedermannsgesichter natürlich in offizielle ernste Falten legen, aber im Grunde war es wohl kein so fürchterliches Verbrechen. Die Lehrer hatten es als Bübli wohl gelegentlich ebenso gemacht und mußten sich, wie ich es auch tun muß, an die Brust schlagen und bekennen: *mea culpa!*

Zu Ostern und besonders bei der Entlassung aus der Volksschule gab es dann würdevolle Feiern mit Prüfungen, Prämienverteilungen und natürlich wieder vergeblichen Versuchen hochdeutsch zu reden, Feiern, die den demokratischen Lebensprinzipien zufolge möglichst öffentlich waren und den neunjährigen Staatsbürger daran gewöhnen sollten, vor der Öffentlichkeit — von zunächst Eltern, Geschwistern, Verwandten und Nachbarn — seinen Mann und Rede und Antwort zu stehen.

Und dann kamen wir Patrizier- und Mittelstandsöhne ins Gymnasium gegenüber dem schönen, alten Münster. Hier sonderte sich meiner Erinnerung nach von der allgemeinen Kameradschaftlichkeit allenfalls nur die kleine Elitegruppe der „Herrepieker“, d. h. der pikfeinen, stets à la mode gekleideten jungen Herren der zwei obersten Klassen ab. Ob sich diese „herrepiekerische“ Eleganz stets mit Patriziertum deckte, weiß ich nicht mehr; es werden sich wohl unter die vom französischen oder französisch firmierenden marchand-tailleur gekleideten Optimatensöhne auch, wie das so in der Welt geht, welche eingeschlichen haben, deren väterlicher Geldbeutel es ihnen erlaubte, wenigstens so auszugehen. Ich sehe noch diese Grüppchen von schlanken, eleganten jungen Herrchen mit ihren oft sehr hübschen Rassegesichtern vor mir, wie sie mit stolzer Befriedigung auf ihre langen Hosen und spizen Schuhe herabbllickten. Damals war eine gräßliche Form von Hosen Mode: oben am Knie eng, nach unten sich bis zu einer auf die Schuhe

fallenden weiten Glocke verbreiternd; letztere mußte die zierliche Chausüre so bedecken, daß fast nur die Spitze hervor-
sah. Natürlich schlapperten diese Beinbekleidungen beim Gehen weibisch und unästhetisch um die Füße — aber das war gerade der wahre Schick! Solche Hosen tragen jetzt noch die Wildwesfleute auf den amerikanischen Films und in Wahrheit die greulichen Gestalten der „Hamburger Zimmerleute“, einer Menschenspezies, die jetzt immer dort in Deutschland zu sehen ist, wo es politisch nicht ganz ruhig zugeht.

Unser Gymnasium war, wie mir dann an Vergleichen klar wurde, eine ganz hervorragende humanistische Bildungsanstalt guten alten Stils. Der Rektor war damals ein Angehöriger einer alten Basler Familie, und zu den Lehrern gehörten zwei Weltgrößen der Universität. Der eine war Friedrich Nietzsche, damals noch ein junger altphilologischer Professor und in seiner künftigen philosophischen Eigenart und Größe wohl noch von niemandem, als Künstler in Wort und Ton etwa nur von einem kleinen gewählten Freundeskreise, zu dem auch meine Eltern gehörten, erkannt. Ich muß allerdings sagen, daß ich von der Tatsache, daß Nietzsche auch am Gymnasium lehrte, aus eigener Anschauung nichts weiß. Ich glaube in irgendwelchen Nietzsche-Briefen oder -Erinnerungen gelesen zu haben, daß er sich aus diesem Unterricht recht wenig gemacht hat. Ich kann mich aber erinnern, den vornehm und apart aussehenden Mann mit dem großen Schnauzbart und den tiefliegenden, sinnenden Augen öfter bei uns zu Hause gesehen zu haben. Er gehörte zu einem musikalisch-literarischen „Kränzchen“ jüngerer, meist reichsdeutscher Universitätsprofessoren, das in den beteiligten Familien herumging. Nietzsche spielte sehr schön Klavier und hat meine Mutter, die damals viel im Gesangsverein, in Gesellschaft und zu Hause sang, oft begleitet. Dieser Basler literarisch-musikalische Kreis gehörte damals in den siebziger Jahren zu den Neuerern — wenigstens in der Schweiz —, die den dort noch gar nicht allgemein anerkannten Gottfried

Keller lasen und würdigten und welche die unvergleichlichen, damals aber noch neuartig und schwer verständlich anmutenden Brahms'schen Lieder — heute Grundstock jedes Konzertprogramms — studierten und vorsangen. Was Gottfried Keller angeht, so wurde, abgesehen von gewissen Züricher Kreisen, die aber auch stark mit reichsdeutschen und österreichischen Gelehrten durchsetzt waren, eigentümlicherweise sein Ruhm zunächst von der deutschen literarischen Welt, und noch merkwürdiger Weise nicht oder kaum von Juden, gemacht; seine allgemeine Bekanntheit und der Glanz seines Namens in weiteren schweizerischen Kreisen sind späteren Datums. Dann freilich wurde er der Dichter der schweizerischen Nationalhymne und der Exponent der schweizerischen Literatur, auf dem mehr oder weniger bewußt alle nachkommenden deutschschweizerischen Schriftsteller fußen.

Der andere, damals schon anerkannte Große, der die Perlen seines Wissens und seines weltberühmten hinreißenden Vortrags vor . . . den Primanern des Basler Gymnasiums auszubreiten hatte, war der in der zivilisierten Welt berühmte Kunsthistoriker Jakob Burckhardt, Sproß einer der ersten Familien der Stadt. Ich habe Jakob Burckhardt — zum Glück für mich — erst später aus seinen Werken kennen gelernt; zu seinen Füßen habe ich auf dem Gymnasium nicht mehr gesessen, da wir von Basel durch den unruhigen akademischen Wind fortgetragen wurden, ehe ich das nötige Alter erreichte. Ich kann daher auch nicht sagen, ob Jakob Burckhardt sich als Lehrer der Gymnasiasten etwa seines heimatlichen kräftigen Dialekts bedient, wie es die Schweizer auch der gebildetsten Stände damals, gewisse ganz feierliche Anlässe abgerechnet, immer taten. Ich hoffe es: denn das Baseldeutsch, von einem bedeutenden Manne und in geistiger Prägung gesprochen, klingt schön, weil echt und kräftig; das immer gezwungen anmutende und die rauhen und gutturalen alemannischen Töne nicht verleugnen könnende Schweizer Hochdeutsch ist für deutsche Ohren, die ein reines, gutes Deutsch

gewohnt sind, beinahe so wenig erfreulich wie manche deutsche Dialekte: das Berlinische und gar das Sächsische.

Im Gegensatz zu dem gesprochenen Schweizer Hochdeutsch erschien uns damals schon und erscheint uns heute mehr denn je schön, weil urwüchsig und kräftig — bodenständig gewachsen, nicht „Heimatkunst“-artig gemacht, die Schweizer Schriftsprache: da hört man nichts von den wie Wildbäche stolpernden Konsonanten und den breiten Vokalen, sondern sieht nur aus den ehrenfesten, behäbigen, im besten Sinne volkstümlichen, malenden Worten alle die Gestalten aufsteigen, mit denen uns Gottfried Keller z. B. in seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ das ganze Schweizer Wesen zum Greifen und für alle Zeiten gültig hingestellt hat. Freilich muß man, um jedes Wort dieses großen Dichters genießend ausschöpfen zu können, in der Schweiz und mit den besten Schweizern gelebt haben, dieses schöne Land nicht nur von Sommerreisen und dem Fremdenindustriepublikum her kennen.

Wegen dieser prächtigen Schweizer Schriftsprache gehen jüngere Schweizer Poeten meiner bescheidenen Meinung nach gänzlich fehl, wenn sie versuchen, das abscheuliche neudeutsche Expressionistengestammel nachzuahmen: das liegt ihnen absolut nicht; sie werden es auch, gesund wie sie von Natur sind, nie lernen. Ich habe diesen Gedanken einmal gegen meinen lieben Carl Albrecht Bernoulli ausgesprochen, als er mir in seinem damaligen jüngsten Werke auch etwas sich der deutschen Literatenmanier von 1920 zu nähern schien. Ich denke, er wird mir innerlich unterdessen recht gegeben haben.

Solche Früchte der Demokratie: daß Patrizier nicht verschmähten, Schullehrer zu sein, daß erste Universitätsgrößen am Gymnasium unterrichteten, muß man mit vielem anderem, was schweizerische Demokratie damals Gutes zeitigte, anerkennen und begrüßen. Als Deutscher fühlt man dabei aber ein Gefühl des Neides und ein schmerzendes Bedauern darüber, wie Demokratie sich in der Hauptsache bisher bei uns ausgewirkt hat: nämlich darin, daß gute, von einsichtigen

Vorfahren oder durch geschichtliches Werden geknüpft Bindungen sinnlos, irgendwelchen oft überlebten liberalen Phrasen zuliebe, entfesselt wurden, daß Freiheit mit Frechheit, Kraft mit Rüdigkeit verwechselt wurden, und daß nicht sorgsam ausgewählte Berufene, sondern Herr Omnis et quivis ex populo die Geschichte und das kostbare geistige und politische Erbe des Volkes in die Hand nahmen, daß flinke Geschäftler und Parteibuchinhaber als selbsternannte „Volksbeauftragte“ Macht, Ansehen und Kulturgüter oft unverantwortlich verschleuderten.

Doch kehren wir zu unserer friedlichen und reinlichen kleinen Schweizer demokratischen Welt von 1870 bis 1880 zurück!

Denselben Eindruck wohlzuleitender, wohlverstandener Demokratie, gepaart mit aristokratischer Tradition, empfand man, wenn man die Häuser der — ich kann immer nur wieder mit einem ihrer Lieblingsausdrücke sagen — „ehrenfesten“ Schweizer Bürger des damaligen Basel betrat. Selbst die des Proletariats. Damals. Es mag wohl auch schon damals irgendwo am Rande der Stadt in irgendeinem Fabrikviertel jene schauerhaften Kasernen gegeben haben, in denen bei uns fast ausschließlich der städtische Proletarier auch kleinerer Städte wohnt, und aus denen viele — trotz Siedelungen und Arbeiterhausanlagen — eigentlich gar nicht herauswollen. Dort, im Basel der siebziger Jahre sind solche trostlosen Kasernenstraßen nicht vor mein Auge getreten. Die Arbeiter und Handwerker, ja die ganz Armen wohnten fast immer in kleinen Häusern, die oft Gepflegtheit, immer Reinlichkeit zeigten, oder in altertümlichen Stadthäusern, die ehemals augenscheinlich besseren Zwecken gedient hatten, so wie stellenweise heute noch der kleine Handwerker und Arbeiter in Nürnberg, Augsburg, Rothenburg wohnt.

Ich spreche da nicht ins Blaue hinein, sondern aus lebhafter und durch viele rückerinnernde Gespräche mit meiner Mutter sowie durch einen Besuch Basels in den neunziger

Jahren aufgefrischten Erinnerung. Wir wurden von unsern Eltern, die, wie wahrhaft vornehme Menschen stets, mit den einfachsten und ärmlichsten Leuten natürlich-menschlich umgingen, oft in die Häuser von Nähfrauen, Wäscherinnen, Flickschustern und andern Handwerkern geschickt und konnten auch, ohne Gefahr für unsere äußere und innere Reinlichkeit, dorthin mit Aufträgen oder zu Zwecken der helfenden Nächstenliebe geschickt werden. Denn wir kamen nicht in ein abstoßendes „Miljö“ à la Zille, sondern in Häuser, Gäßchen, Winkel und Stübchen mehr Spitzwegscher Art. So hatten wir eine alte Nähfrau, welche mehr schlecht als recht unsere Knabengarderobe verfertigte; diese suchten wir oft und gerne auf. Sie wohnte in einem uralten Hause an einem freieren Plage der inneren Stadt, das geheimnisvolles Dunkel und seltsame alte und fremde Spezereigerüche in den unteren und mattsdicke Mauern und helle Stübchen in den oberen Regionen zeigte. Hier empfing uns die „Frau Gritli“ mit dem ruhigen, freien Anstand, den auch die kleinste Schweizer Bürgerin hat, war weder devot noch still-verbissen oder herausfordernd, wie das anderswo vorkommt, hörte mit Gelassenheit unser in echtem, gutem Baseldütsch vorgebrachtes Sprüchlein und entließ uns oft mit einem Röslein oder einer Kressenblüte beschenkt.

Und nicht anders war es, wenn wir in die Häuser von andern Proletariern kamen, mit denen uns Haus, Garten oder Lerntätigkeit zusammenführte. Lerntätigkeit: denn mein Bruder und ich lernten, wie es in republikanischen Staaten guter, alter Prägung Sitte war, oder auch wie es bei uns in Deutschland in Fürstenhäusern als eine wohl meist kokett-spielerische Gepflogenheit herrschte, das Handwerk des Tischlers von Grund auf. Wir haben im Hause meiner Eltern noch jahrzehntelang verschiedene Stücke gehabt, die wir Söhne an der Hobelbank bei einem deftigen, groben alten Meister gearbeitet hatten. Und ich weiß nicht, ob es dem praktischen Sinn und der Lebensenergie meiner Mutter

oder vielleicht auch einem guten demokratischen Einfluß zu danken ist, daß, entgegen reichsdeutschen Gepflogenheiten, wir Söhne streng angehalten wurden, im Hause zuzugreifen und „einfach alles, was sein muß, zu können“. War es ein demokratisches Prinzip, so bin ich ihm heute von Herzen dankbar, daß ich u. a. gelernt habe: Weinabfüllen (heute bei uns leider brachliegend), Gardinenauffstecken, Stubentehren (aber ordentlich!), Ofenheizen, mit Ölfarbe streichen, Gärtnern, manches selbst nähen und allerlei sonstige praktische Tätigkeit, über die der akademische gebildete Deutsche und Durchschnittslaie baß staunt oder verächtlich als „Weiberarbeit“ hinwegsieht.

Der Mittelstand, die „rächte Lüt“, wohnten damals in den Schweizerstädten in weit höherem Maße als je bei uns in Deutschland in kleineren Ein- oder Zweifamilienhäusern, die oft Eigentum, oft nur gemietet waren. Es gab in dem damals relativ kleinen, wohl 60—70000 Einwohner zählenden Basel weite Straßenviertel von solchen einstöckigen Familienhäusern; ich glaube, es waren in dem kleinen Basel solcher Straßen mehr als in dem großen Hamburg, das ich 30 Jahre später sah und das wohl von deutschen Städten am meisten diese Bau- und Wohnart aufzuweisen hat, wie ich sie dann später in ganz großem Maßstabe in London getroffen habe. In solchen Ein- oder Zweifamilienhäusern wohnten alle unsere Bekannten, soweit sie nicht sehr reiche Leute waren und schöne alte Stadthäuser oder geräumige, in großen Parks gelegene Villen oder beides hatten. Ich könnte mich auf keine Familie entsinnen, die eine der heutigen deutschen, meist lieblosen oder, was schlimmer ist, aufgedommerten Etagenwohnungen in einem großen Mietshause gehabt hätte. Soweit es in der alten Patrizierstadt Etagenwohnungen für Bessergestellte überhaupt gab, war es dann meist etwas Außergewöhnliches, kulturell Eigenartiges.

So wohnte ein Freund meiner Eltern, der damalige Dirigent des Konzertorchesters, Volkland in einem alten, großen, um einen Hof gebauten Hause, dem „Domhof“,

das etagenweise vermietet wurde. In diesen großen, im Sommer kühlen, im Winter warmen Räumen mit den dicken Mauern, riesigen langen, breiten und hellen Korridoren und weiten Wirtschaftsräumen hatte man allerdings nicht das Gefühl, in einer „Etage“, sondern in einem alten Kloster oder Stiftshause zu sein.

Ähnliche Häuser umgaben, mit Aussicht auf den breiten, grünen Rhein oder auf alte Gärten, noch zu mehreren den Münsterplatz und wurden von vornehmen alten, meist in steiffaltige, schwere Seide gekleideten Damen, würdevollen Geistlichen und originellen alten Herren mit Kuriositätsliebhabereien bewohnt. Es wäre gar nicht allzu erstaunlich gewesen, wenn aus einem dieser alten Häuser mit den rund konvergen Fensterscheiben und „Spionen“ einer mit gepudrter Zopfperücke, goldknopfigem spanischen Rohr und Bieur-Sage-Tabatière herausgetreten wäre. Betrat man solche weiträumige, stille, alte Großbürgerhäuser, so fühlte man sich merklich feiner und gesitteter werden; und der zehnjährige Bursche besleißigte sich, mit seinen dicksohligen Schaftstiefeln — der damaligen höchsten Schulbubenmode — so geräuschlos aristokratisch aufzutreten wie der unwahrscheinlich würdige alte Diener oder das „bestandene“ herrschaftliche „Maidli“, das einem öffnete und durch seine Erscheinung auf eine jahrzehntelange Vertrauensstellung und eine Jahrhunderte alte Kultur der Herrschaftsfamilie wies. Man drückte sich in solchen und ähnlichen Patrizierhäusern auch ganz von selbst in einer gewählteren Sprechweise aus und verfiel in ein Gemisch von dem täglich mit Schulkameraden selbstverständlich gesprochenen perfekten Baseldütsch und dem zu Hause streng durchgeführten Hochdeutsch geistiger Prägung. So geschah es mir einst, daß eine in solchem Hause wohnende norddeutsche Professorenfrau, als ich ihr eine „Kommission“ meiner Eltern ausrichtete, etwas spöttisch in die Worte ausbrach: „Herrjott, mein Kleener, was verstehst du dich aber gewählt auszudrücken!“

Ein Haus ganz eigener Art bewohnten die Eltern von Carl Bernoulli. Sein Vater war der „Bürgerratschreiber“ von Basel. Die Familie Bernoulli, Nachkommen des berühmten Gelehrten, dem zu Ehren das damals größte naturwissenschaftliche Institut der Universität das „Bernoullianum“ hieß, bewohnte ein Stockwerk eines aus der Barock- oder Zopfzeit stammenden, weiträumigen, mitten in der Altstadt gelegenen städtischen Verwaltungshauses (Stadthaus). Ich sehe noch das weite, steinerne Treppenhaus, wie es etwa in einem alten Wiener Palais zu den Stockwerken hinaufführen mag. An den Wänden hingen große alte Ölgemälde des 17. oder 18. Jahrhunderts, welche kriegerische Taten von Schweizerregimentern oder große Staatsaktionen von Basel-Stadt vorstellen mochten und geheimnisvoll nachgedunkelt waren: aus ihnen leuchteten rote Röcke, weiße Pferde, blaue Himmel, goldene Treffen hervor. Die Wohnung der Freunde wies zunächst einen großen hellen quadratischen Vorraum auf: „Diele“ würde man das heute nennen und elegant und englisch einrichten. Von dort aus ging es in meist sehr große Zimmer mit den damals, wenigstens in Deutschland, grenzenlos verachteten, heute um so mehr geschätzten Möbeln des Zopf-, Empire- und Biedermeierstils. In dem einen dieser Zimmer haben wir Kinder einmal Theater gespielt; und es war so groß, daß es durch einen Vorhang in eine genügend große Bühne und einen ausreichenden Zuschauerraum für die große geladene Gesellschaft geteilt werden konnte.

In Basel war eigentlich fast jede derartige Gesellschaft sehr zahlreich, weil zu jeder Basler Familie eine große Verwandtschaft gehörte, die, wenn im Hause etwas Gesellschaftliches vor sich ging, wohl oder übel mit eingeladen werden mußte.

Die Herrin des Bernoullischen Hauses war das Prototyp einer Basler Großbürgerin: eine große, stattliche Erscheinung; ihr Gesicht zeigte feste, meist unbewegliche, nur hier und da von einem herzhaften, gütigen Altstimmelnachen unter-

brochene Züge und helle, sicher und geradeaus blickende Augen. Ein Typus, der mir außer an Schweizerinnen noch an Holländerinnen wieder begegnet ist: so etwas Gemeißeltes, Holzgeschnittenes, Charakterfestes, Grundsolides, Ehrfurchtgebietendes. Solche Gesichter zeigen die Portraits des Baslers Holbein d. J. (natürlich nicht seine ladies vom Hofe Heinrichs VIII., obgleich er selbst in diese manchmal etwas Schweizerisch-gutbürgerliches hineinlegt) und andererseits die Repräsentationsbilder alter holländischer Meister.

Ebenso stabil wie Gestalt und Gesicht solcher Basler Patrizierin war — damals — auch ihre Kleidung: ein verhältnismäßig einfach gemachtes, jedoch nicht etwa unmodernes, aber Rinkerlichchen jeder Art verschmähendes, meist dunkles Kleid aus bestem, teuerstem, solidem Wollstoff im täglichen Leben und aus schwarzer — nur schwarzer — schwerer französischer Seide bei festlichen Gelegenheiten. Dazu um den Hals einen weißen Kragen oder schöne alte Spitzen. Von dieser geheiligten Kleiderordnung wichen damals nur zwei gesellschaftliche Kreise ab: die deutschen Professoren und der damals noch kleine und in der allerersten Patriziergesellschaft eigentlich immer etwas über die Achsel angesehene „französische Kreis“. Das waren Familien von reichen Fabrikanten und Handelsherren, die nicht selten zu den alten Basler Familien gehörten, aber im Geschmackspunkte sich emanzipiert und Sinn für elegantes französisches Wesen und namentlich Pariser Toiletten hatten; geschäftlich und gesellschaftlich gravitierten diese Leute oft nach den französisch gesinnten Industriekreisen des Elsasses hin. Da waren allerdings junge Frauen, die pariserisches Frou-Frou und die damaligen üppigen Plissé- und Volantsgarnituren zur Schau trugen und ganz „auf rauschende Seide gearbeitet“ waren, während ihre mehr altbaslerischen Cousinen geflissentlich schwarzseidene alte Solidität betonten; und Herren, die mit sehr tief und sehr rund ausgeschnittenen Westen, unwiderstehlichen „favoris“ und einer lässigen Lebemannshaltung ganz wie aus einem

Bilde von Degas, Renoir oder Monet herausgestiegen aus-
sahen. Der elegante französische Kreis hatte in dem Casino,
das die ganze Gesellschaft der Stadt zu Abonnements-
konzerten vereinigte, auf dem Balkon eine bestimmte Ecke
rechts vom Podium inne, die nicht verfehlte, leise strafende
oder verstohlen neidende Blicke auf sich zu ziehen. Sogar mir
Kind, das ich manchmal mit ins Konzert durfte, fiel diese
französische Ecke auf, und ich glaube, daß mir dort der Sinn
für Geschmackskultur aufgegangen ist.

Spitze Zungen behaupteten, daß jener französische Kreis
manchmal auch französische Sitten habe oder zu haben ver-
suche. Damals bestand, soweit wenigstens die Außenseite in
Frage kam, in allen Bürgerkreisen und besonders in den
Patrizierfamilien noch strenge, steife, alte Sitte und alt-
väterische Wohlanständigkeit und Gemessenheit. Es wurden
im Prinzip keinerlei Konzessionen gemacht. Junge Leute,
die sich austoben zu müssen glaubten, mochten das gefälligst
im Ausland, im nahen Paris oder dem noch näheren Mul-
house, und in ihrer Lehr- und Wanderzeit tun. Sie taten das
auch reichlich. Ramen sie dann zurück, so wurde jung passend
geheiratet und dann ruhte auf ihnen die wie eine Selbst-
verständlichkeit übernommene Verpflichtung, das alte Ge-
schlecht und den ganzen Stand zu repräsentieren.

Natürlich auch hier: keine Regel ohne Ausnahme. Oder
besser: eine derartige ans Philiströse streifende Strenge der
bürgerlichen Sitte schrie nach Übertretung und suchte ihr
Sicherheitsventil. So gab es, abgesehen von den liebens-
würdigen kleinen Jugendsünden in Paris oder beim Studium
in Deutschland, hie und da doch auch im Schoße der guten
Altbasler Gesellschaft ein Skandalchen oder eine Abirrung
von dem vorgezeichneten Wege, die bei den Anfehlbaren
wohlige Pharisäergefühle auslöste.

Freunde, die in letzter Zeit öfter wieder in der Schweiz
waren und mit Basler Kreisen enge Fühlung haben, berichten
überzeugend, daß die ganze schweizerische bürgerliche Fassade

heute doch wesentlich anders aussehe; daß dort Modesucht und Tanzwut genau so herrschten wie bei uns in Deutschland — mit dem kleinen, für uns beschämenden Unterschied allerdings, daß die Schweizer gar keinen Grund zum nationalen Infrischgehen haben wie wir und zweifellos nicht zu den Kriegsverlierern gehören.

Von den Basler Patrizierhäusern ist mir noch eins in besonderer Erinnerung. Es lag in einer vornehmen Vorstadt, an deren Anfang, wo sie sich noch an Altstadtteile anschließt und noch nicht in parkumgebene Villen übergeht. Es wurde von jungen Eheleuten bewohnt, die beide in Wahrheit so schön von Angesicht und Gestalt waren, daß sie allgemein und offiziell, zum Unterschied von anderen ihres Namens, nur „die schönen B.s“ genannt wurden. Sonst ist es ja üblich, daß man sich durch den angehängten Namen der Frau von feinen Namensvettern unterschied; oder es wurden die Familien etwa auch nach ihrem alten Familienhause bezeichnet. Dabei fällt mir ein, wie Gottfried Keller im „Schmied seines Glückes“ so reizend und leicht ironisierend über diese Sitte scherzt.

Genau so war es — damals um 1880 in Basel. Man sieht auch hier: sie waren verdammt aristokratisch, diese Republikaner.

In dem Hause der „schönen B.s“ führte ein breites, hohes, helles Treppenhaus zu den Etagen. Auch hier hingen alte, nachgedunkelte Ölgemälde. Das Besondere aber war, daß auf allen Treppenabsätzen schöne, herrlich geschmiedete und eingelegte Rüstungen standen und dem Hause einen feudalen Anstrich verliehen. Ich weiß nicht mehr, ob diese Rüstungen Erbstücke wahrhafter Vorfahren oder ob sie gekaufte Raritäten waren. Auch Gottfried Keller beschreibt irgendwo ein Schweizer Patrizierhaus mit einem solchen mit Rüstungen garnierten pomphaften Treppenhause.

Die Gesellschaftsräume der Patrizierhäuser von 1870 bis 1880 waren meist mit einer gewissen steifen, aber wohl nie geschmacklosen Pracht ausgestattet; etwas konventionell,

wie Prachträume in Schlössern des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts. Überall Möbel mit schweren seidnen Bezügen, schwarze und weiße Stilmöbel mit Gold, schönes, altes Mahagoni, mehr des Empire- als des mehr deutschen Biedermeierstils, viele alte, beinahe schwarz nachgedunkelte Eichenmöbel der besten Renaissance- und Barockzeiten; sehr oft Barock- und Rokomöbel von wunderbarer eingeleger Maserungsarbeit. Jenen „horreur“ der siebziger und achtziger Jahre, die in Deutschland damals wütenden mißverständenen Neu-Renaissancееinrichtungen mit den verruchten „Mafarthurketts“ und den gemeinen Orientstoffimitationen — „fausse turquerie“ nennt das Marcel Prévost so hübsch — habe ich damals in der Schweiz nur als Importware bei deutschen Professorenfrauen und später zum Überdruß in Breslau gesehen. Die Deutschen in Basel waren auf diesen verballhornten und verkitschten Stil mächtig stolz und suchten ihn zu propagieren; sie fanden aber wenig Anklang in der alten Kulturstadt, die im Besitze ihrer Bewohner aller Kreise zuviel gute, alte Sachen und außerdem eine immer noch lebendige ausgezeichnete Handwerkertradition hatte und nicht darauf angewiesen war, auch nicht für ärmere Klassen, fabrikmäßig Möbel herzustellen, die in Kleinbürger- und Proletarierwohnungen Einrichtungen der Fugger oder des Palazzo Strozzi in billigem Material vortauschten.

In den großen Kaufherrenhäusern mit transatlantischen Handelsbeziehungen sah man oft, daß die Besitzer viel und weit gereist waren und in fernen Landen manches Kostbare und Eigenartige zur Ausstattung des alten Familienhauses erworben hatten. In andern Häusern von Tradition, aber weniger eigenem Geschmack, war die Einrichtung geschickten, in den historischen französischen Stilen geschulten Möbeltischlern und Dekorateurs von feststehender alter Kultur überlassen worden. Zu diesen französischen Stilen gehörte dort in Basel durchaus auch derjenige des Second empire und der schönen Eugénie Montijo. Diese weiten, hellen, üppigen

Räume, in denen fast jede hölzerne Möbelarchitektur unter weichen, schwellenden Polsterungen verschwand, diese goldenen Tischchen und Boudoirstühlchen, diese blumigen, hellen Teppiche, diese Marmorkamine mit der unvermeidlichen Bronze- pendule hatten ihre deutliche, oft reizvolle Eigenart. Diesen Stil, der schon mit den Einrichtungen aus der Zeit des Louis Philippe einsetzte und in der Krinolinenzeit der schönen Eugénie gipfelte, kennt man in Deutschland allenfalls nur in den südwestlichen Gegenden; sonst machte man in den Jahren von 1840 bis 1860, bewusst oder unbewußt, französische Stile nicht nach, hielt sich vielmehr, nachdem das Biedermeier vorbei war, an eine greuliche, von England herübergekommene, falsch gotisierende Mode — den sogenannten Windsorstil, der gewisse Interieurs aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. und manches weniger Geschmackvolle aus den Zeiten des Königs Max von Bayern zeitigte. Einrichtungen in dem Stile Louis Philipps und des zweiten Kaiserreichs habe ich dann später in älteren Wiener Häusern vielfach getroffen, wie ja zwischen Wien und Paris in Geschmacksdingen von jeher viel Beziehung gewesen ist.

Auch herrliche alte Öfen mit gemalten Racheln aus dem 16.—18. Jahrhundert sah man in den Tradition währenden reichen Bürgerhäusern. In Familien einfacheren Standards diente der einfache, weiße, oft biedermeierisch messingbereifte Ofen oft einem sonderbaren Zwecke: es wurden auf ihm die weißen Gipsfiguren und -büsten aufgestellt, die man damals als unumgänglichen, schönen und gebildeten Zimmerschmuck ansah. Das war — inmitten des sonstigen guten Geschmacks — zweifellos eine nicht übersehbare Geschmacklosigkeit; aber immer noch eine gelinde gegen die Büsten, die man in deutschen Bürgerhäusern der achtziger und noch neunziger Jahre in trautem Verein mit Makartbukettwedeln oder gar mit „orientalischen“ Schals, um Schulter und Busen drapiert, sehen konnte. Ich habe wahrhaftig eine solche Venus von Milo mit gelb-rot-goldener Busendraperie gekannt, die in

einer lieben, vortrefflichen und auf jedem Gebiete, außer dem des Geschmacks, hochstehenden norddeutschen Familie zu Hause war.

Ein Teil der alten Patrizierhäuser, der auf dem erhöhten, steil gegen den Rhein abfallenden Ufer stand, hatte wieder seine eigene Note. Manche dieser hochgelegenen alten Bürgerhäuser hatten die Eigentümlichkeit, daß sie, wohl weil sie auf unebenem Boden standen, Räumlichkeiten von verschiedenem Höhenniveau aufwiesen, die miteinander durch Treppenstufen verbunden waren. Da gab es ganz besonders eigenartige Durchblicke von höher in tiefer gelegene Stuben, dekorative Fensterbänke in dicken Mauern voller alter Stiche und aus jedem Fenster fast einen bezaubernden Blick auf den Strom und die blauen Vogesen. Die Familien, die hier im Herzen der Stadt und doch beinahe burgartig frei und hochgelegen wohnten, waren damals in allem äußerlichen wie innerlichen Gehabens die konservativsten, altbaslerischsten. In ihren Räumen gab es Wunderbarstes an alten Möbeln, Gobelins, Damasttapeten, Bildern — namentlich Familienporträts —, Silber, Kristall und Porzellan, herrlichen alten Kupfern, seltenen alten Büchern, Folianten, Globen und Wandkarten aus vergangenen Jahrhunderten; aber auch Wunderlichstes an starren schwarzen — man möchte sagen: calvinistischen — Moiré- und Taffetstaatsroben, Kopfspuzen, Spizenhauben aufbauten und schwerem alten, seit Generationen unveränderten Familienschmuck; hier auch konnte man Merkwürdigstes, sonst fast außer Mode gekommenes an Gebräuchen sehen.

In dieser Gegend, wenn auch in einer ganz andern Umwelt, der Welt besten deutschen vergeistigten Geschmacks und höchster deutscher Kultur in äußeren wie in inneren Dingen, lebte, hierher von Hannover über das Elsaß geführt, damals als beinahe neunzigjährige Greisin eine Tochter von Charlotte Restner geb. Buff, dem bekannten Vorbild der Lotte in „Werthers Leiden“. Die alte Dame war, noch damals in

den siebziger Jahren, nie anders zu sehen als in einem weiten, faltigen Rock aus schwerer Seide, einem spizenbesetzten Mantillenumbang und einer weißen Spitzenhaube, aus welcher zu beiden Seiten des Gesichts drei graue gerollte Locken hervorsahen und ein scharfgeschnittenes, dunkeläugiges Profil von seltener aristo­kratischer Schönheit einrahmten. Ihre ganze Persönlichkeit umwob der Hauch einer großen vergangenen Zeit und eines der größten Namen Deutschlands. Man nahte ihr mit wahrer Ehrfurcht und einem staunenden Genießen solchen Maßes äußerer wie innerer Würde und Schönheit. Ich sehe mich selbst noch das mit erlesener, großer und einfacher Kunst geschmückte Wohnzimmer des „alten Fräulein Restner“ betreten und weiß, daß mich etwas Übernatürliches zwang, der ebenso gütigen wie hoheitsvollen Greisin die weiße, mit einem großen, alten Brillantring geschmückte Hand zu küssen — eine Prozedur, die uns zwar nach alter baltischer Herrensitte von unsern Eltern anbefohlen war, und die wir zu Hause gegenüber Vater und Mutter ausüben mußten, von der wir jungen, von freiem Schweizerstolz angesteckten Burschen uns aber sonst nur zu gerne drückten.

Zwischen meinen Eltern und Fräulein Restner war ein fast tägliches Hin und Her, ein fortgesetztes Schicken von kleinen Billets, Büchern, Blumen und Früchten — etwa wie — sonst sans comparaison — zwischen Goethe und der Frau v. Stein, so wie es eben eine alte aristokratische Kultur kannte und übte, die bei aller Arbeit in Amt und Haus immer noch Zeit und Nerven hatte für die gefälligen Äußerungen zarter und freundlicher menschlicher Beziehungen. Wir Kinder, und speziell ich als Ältester, waren zumeist die Boten zwischen der alten Dame und den Eltern. Selbstverständlich wurde uns durch diese Anschauung, durch dieses Herüber­ragen einer Gestalt aus dem Kreise des Olympiers, früher als es sonst geschehen wäre, klargemacht, wer Goethe, wer Charlotte Buff war, was Weßlar, was „Werthers Leiden“ dem deutschen Geistesleben bedeutet hatten.

Von den vielen Billets, die zwischen uns und dem Hause des alten Fräulein Restner am Münsterplatz getauscht wurden, hat sich dank der pietätvollen Sorgfalt meiner Mutter, trotz vieler Umgänge, doch so viel erhalten, daß letztere einen Aufsatz über Charlotte Restner in der „Basler Zeitung“ erscheinen lassen und darin manche der köstlichen und originellen Briefe der alten Dame verwerten konnte.

Aus dem Schatz dieser Briefe greife ich einige heraus, die für die Epigonen der längst verwehten klassischen Zeit Deutschlands und den eigenartigen Menschen charakteristisch sind. Die Orthographie gebe ich getreulich wieder, sie gehört zu dem lieblichen, altfränkischen Reiz dieser Billets.

1.

„Ich beehre mich meine Liebe! Ihnen die Goethe Briefe an meine Aeltern zu übersenden. Ich habe noch einige ungedruckte Briefe von Goethe, die ich Ihnen gern zu lesen gäbe. Am Besten wäre es, wenn Sie des Morgens kämen. Am 10 bin ich bereit.

Ihre ergebene Charlotte Restner.

Gefl. bey mir Café nehmen!“

2.

„Da Sie meine Liebe! meine alten Erinnerungen so warm aufnehmen, so mögte ich Ihnen gern einen Brief einhändigen, der würdig ist, von Ihnen gelesen zu werden. Dieser Brief ist von 1818 und redet z. B. über den Tod des Gemahls von der Großherzogin Steffanie v. Baden etc. etc. Wenn Sie länger bleiben können, so würde ich ihn mit Ihnen lesen. Aus meiner Frage können Sie sehen, wie schwach es mit meinem Gedächtnis aussieht? Unrichtig sage ich nichts, aber vergesse oft und vieles.“

3.

„Ich habe bedauert, daß Herr Professor nicht zu mir durchgedrungen ist, ich hätte ihn gut, wenn auch noch im

Bette empfangen können. Über Caspar Hauser las ich 4 Artikel in der Frankfurter Zeitung, welche ich Ihnen leihen könnte? Alles stimmt mit dem überein, was Frau Feuerbach mir längst mittheilte. Ich fand bey den mir gebrachten Papieren auch ein Blättchen Allgemeine Zeitung. Ottilie von Goethe. Gehört es Ihnen? Maler Stückelberg machte die Bekanntschaft dieser Dame und brachte mir Grüße von ihr. Er fand sie interessant und sehr liebenswürdig. Es war artig, mich grüßen zu lassen. Aber noch mehr rührte mich wahrhaft ein Gruß von einem Groß Sohne Goethe's, der mir kürzlich gebracht wurde: war es vielleicht Herr oder Frau v. Miaszkowski? Man erzählte mir zugleich, er sey unglücklich und durchaus nicht unbedeutend. Mir hinterließ viel Erfreuliches meine gute Mutter unbewußt! Die liebe Frau schreibt Ihnen ab? (d. h. kopiert für Sie)*. Das könnte ich auch und täte es gern? Schicken Sie mir nur Etwas. Es ist meine Passion.“

4.

„Wenn Sie in dem beifolgenden Artikel von Schillers Schwester Christophine lesen, daß Reinwald Lotten's Briefe herausgab im Anfang des Jahrhunderts, so wünsche ich Ihnen dieses falsche Nachwerk zu erklären!“

5.

„Sehr geehrter Herr und Freund! Die Grüße, welche Sie mir von Wolfgang von Goethe bestellt haben, haben mich gerührt. Ich denke mir, Sie hätten vielleicht Gelegenheit dieses an Herrn von Goethe mit meinem besten Danke wissen zu lassen. (Meine Eltern hatten in Jena den unglücklichen Wolfgang v. Goethe kennen gelernt.)

Ich bekam vor manchen Jahren angenehme Mittheilungen durch Fräulein von Haya über die beyden Gros Söhne des

* Die in Klammern gesetzten Bemerkungen sind Erläuterungen des Verfassers der Erinnerungen.

hochseeligen Goethe. Diese Dame, sehr artig und begabt, war in freundschaftlichem Verhältnis mit Frau Ottilie von Goethe und unterhielt mich von ihr und deren beyden Söhnen, welches sich gegen dieses schon ältere Fräulein so liebenswürdig benahmen. Sie schenkten ihr zum Andenken eine Feder des Groß Vaters mit darin trocken gewordener Dinte. Erst vor Kurzem erfuhr ich, daß Frau Rath Goethe meine Gevatterin war. Ich lernte Frau Rath in Frankfurt kennen, als meine Mutter mich zu ihr brachte. Sie sah frisch und lebendig aus und klöppelte Spitzen. Sehr mitleidig äußerte sie sich über eine nun alte Schauspielerin Heinemann, sie hatte ganz Frankfurt entzückt und war nun alt! Also morgen Freytag hält Herr Rathsherr Sarazin den Vortrag über Sanitätswesen in Basel, namentlich canalisation p. p. von 8—9 Uhr im Bernoullianum. Wenn Sie es wünschen, werde ich mit Ihnen um 4 Uhr zu diesem Herrn gehen.

Ich empfehle mich Ihnen und der lieben Frau herzlichst.
Basel, den 2. April 1875.

Ihre ergebene
Charlotte Restner
geb. in Hannover 1788."

6.

„Statt ein Buch miteinander zu lesen, wollte ich Sie liebe Freunde bitten mit mir den Briefwechsel Heinsse, Jacobi, Johannes von Müller p. p. durchzugehen. — Ich habe Ihnen sehr für die Mitteilung Louise Seidler's (der mit Goethe befreundeten Weimarer Malerin) zu danken. Man lernt da außer vielem Anderen einen lieblichen makellosen Charakter kennen. Meine Burckhardts (ihr Nefte) lasen es gerne. Das junge Volk liest schnell und gut. Während ich langsam und doch nicht gut lese. Es geht mir nicht schlimmer, aber müde und nicht mehr ausgehen!“

7.

„Ich wollte Ihnen gerade schreiben, Sie möchten mich doch alle Tage besuchen. Es soll dann auch für die Kinder

Unterhaltung geleistet werden. Es befinden sich auch einige Abschriften ungedruckter Briefe Goethe's dabey. Erlauben Sie, daß ich mir einbilde, Sie verstehen mich? Das geschieht mir selten. Sie haben mich wieder etwas gehoben, ich fange wieder an etwas auszugehen."

8.

„Geehrte Freunde! Ich schreibe an Prof. Reichmüller in Dorpat. Kann ich ihm etwas von Ihnen ausrichten? Haben Sie gelesen, daß Schiffe mit französischer Flagge die Sklavenschiffe Diebe vertheidigen? Ich betrübe mich!"

9.

„Sehr liebe Freunde! Ich vergaß gestern um Entschuldigung zu bitten, daß ich das Büchlein Correspondenz Goethe-Fahlmer (eine Verwandte der Frau Rat) solange behalten. Dann wollte ich noch sagen, daß ich hoffe Sie werden die lieben Besuche die Sie haben (Verwandte aus Livland) mit mir theilen, so wie ich Ihnen ja immer so gerne meine Verwandten bringe (Burchardt-Merians in Basel, verschiedene Restners aus dem Elsaß und Paris, den Senator Scheurer-Restner u. a.). Nur nicht zu kurz bey mir bleiben!"

10.

„Haus Steffensen, Münsterplatz, genannt auf Burg
den 18. Oktober 75.

Morgen ist wieder Vortrag des Herrn Palleske (Schillers Leben) wo ich mir vornehme hinzugehen, vielleicht mich Ihnen anzuschließen. Mögte Sie ersuchen, dann zuerst den café bey mir zu nehmen. Mit Herrn Gemahl und Ihrer hochgeehrten Familie (Mutter und Schwester meiner Mutter). Das Buch kommt hiebey mit Dank zurück, worin ich mit großem Interesse den Aufsatz über Frau v. Kruedener (die „Seelenfreundin“ Alexanders I. — Wir sind mit den Kruedeners verwandt) laß. Es stimmt durchaus mit meiner Erinnerung überein, wo ich 1874 in Baden ihre persönliche Be-

kenntschafft machte. Ich trank thé bey der Gräfin Naruschkín, welche uns von den glänzenden Festen bey dem Fürsten ihrem Vater erzählte, denen sie vorsah, natürlich tanzend und als Grundsatz aufstellte, die Tänze müßten sich Schlag auf Schlag folgen, damit der Bal animiert sey. Während dessen warf Frau v. Kruedener ihre Neze nach meiner edlen Freundin Henriette v. Raden aus. Ich hörte damals viel von Kaiser Alexander sprechen, von dem alle Damen schwärmten."

11.

"Wegen der Goethe photogr. im Tode muß ich Ihnen bemerken, daß ich bitte sie nicht aufzuhängen. Daß es meinen Ansichten ganz entgegen wäre, diesen 2 edlen Trauer Gestalten Schiller und Goethe als pendant zu einer Art décoration aufzuhängen und sie auszusetzen, daß sie 100 Mal von Gleichgiltigen im Vorbey Gehen besehen würden. Verzeihen Sie meine unberufene Aufrichtigkeit. (Meine Eltern bekamen von Frl. Restner eine Photographie einer Zeichnung Prellers von Goethe auf dem Totenbette.) Heute Abend gehe ich mit meinem jungen Verwandten zu Jakob Burthardt in die Vorlesung."

12.

"Ich beehre mich Herrn und Frau v. Miaszkowski das Bild Goethe's nach seinem Hinschied hiebey zu übersenden. ich fand die Zeichnung dieses Bildes in einem Briefe des Malers Friedrich Preller in Weimar, welchen er meinem seligen Bruder August Restner (Hannoverscher Resident beim Papste) 1832 nach Rom schrieb. Er fügte hinzu, daß er glaube es sey ähnlich.

Ihre Freundin Charlotte Restner
geb. in Hannover 1788.

13.

"Über Fräulein von Meisenbug („Memoiren einer Idealistin" — damals etwa so viel gelesen wie später die „Memoiren einer Sozialistin" von Lily Braun) ein ander Mal!

Niessche's (der Philosoph und seine damals bei ihm wohnende Schwester) kennen sie und schwärmen! Sie hat mich einmal mit der Tochter von Herzen (Alexander Herzen, der bekannte, nach London geflüchtete russische Sozialist und Schriftsteller) besucht. Diese allerliebste Tochter Herzens hat einen ausgezeichneten Freund von mir geheyrathet, Mr. Gabriel Monod, professeur des hautes études in Paris."

14.

"Ein Mr. Jules Ferry (der spätere bekannte Politiker) heyrathet eine Nichte von mir und ist ein guter Zuwachs an Erfahrung und Charakter. Auch députéierter."

15.

"Mir geht's besser. Auch dem Doktor in Mühlhausen (im Elfaß, einem Neffen Scheurer-Restner. — Man erinnert sich, daß ein Scheurer-Restner später im Dreyfuß-Prozeß eine Rolle als nicht-semitischer dreyfusard spielte). Er hat in München geschwelgt. Nur die Wagnerey trieb ihn fort! Jedermann sprach Wagner. Der brave Niessche leidet auch schwärmend daran. (Damals! Bekanntlich schlug das nachher ins Gegenteil um.) Er (Niessche) hat Urlaub auf ein Jahr und geht nach Italien. (Der Beginn seines unsteten Wanderlebens und Erkrankens.)"

16.

"Der vortreffliche Niessche verliert sich oder seinen Kopf vielleicht über Rich. Wagner. Er ist verreiszt, um mit dem Angebeteten in Italien zu seyn. Ob für Goethe's oder Schumann's Faust so viel gefühlt oder verfühlt? oder erfüllt wurde? Oh Zeit oh Sitten! Beyde (Niessche und Wagner wohl) beten miteinander Schopenhauer an."

17.

"Vielleicht überflüssig von mir wie manches von mir: Sie dürfen die Anstalt zur Hoffnung von Jung errichtet nicht

verfüumen, desgl. die Taubstummen Anstalt in Riehen, in Bettingen die Erwachsenen Taubstummen Anstalt. Auch die Arbeiter Säle im Engelhof, D. de Wette's Impfhaus in der Schlachthaus Anstalt etc. etc. Heute Abend Wiedersehen!"

18.

„Herr Börlin (Redakteur der ‚Basler Nachrichten‘) kam heute wegen der Bücher zu besorgen. Wir redeten von Professor Overbeck (Theologe, Freund Nießsches, Briefwechsel mit diesem), der morgen in der Aula Vortrag hält. Wir redeten auch von Arbeitern und Sanität (sie meint wohl Hygiene), wo er mir durch Aufrichtigkeit und Einfachheit gefiel. Die kleine Braut, meine Nichte, besuchte mich und wußte nur von einem ‚Lämmerhupf‘ zu sprechen. Dies ist eine Tanzpartie von jungen Herren und Damen, die eben die Schule verlassen haben.“

19.

Brief von Frau Feuerbach (Henriette Feuerbach, die Stiefmutter Anselm Feuerbachs — ihre wundervollen gedruckten Briefe!), die ebenso herzlich ist als ich über Anselm, kränklich in Venedig; ich lege 2 Briefe, alte, von der lieben Freundin ein, an Ebenbürtige: S. u. Fr. v. Miaskowski.

Durch Fräulein Restner wurden meine Eltern auch mit Henriette Feuerbach bekannt, dieser edelsten und aufopferndsten aller Künstlermütter. Welches Martyrium muß sie erlebt haben, wenn sie, die beinahe überfeinfühligste Frau, über ihren Sohn an Charlotte Restner schreiben konnte: „. . . daß Sie endlich Anselm's Blatt erhalten haben, ist mir eine wahre Beruhigung und doch ein Zeichen, daß Rücksicht und pflichtgemäße Aufmerksamkeit in dem etwas egoistischen Saumel des Künstlerlebens noch nicht völlig untergetaucht sind.“ Wieviel sagt allein dieses „doch“! Und weiter: „. . . nachdem es so langsam aufwärts ging, hoffe ich wirklich auf einigen Bestand

und habe auch Vertrauen auf Anselms künstlerisches Schaffen. Ein ganz eigentümliches und mir ungewohntes Gefühl nach so vieljähriger trostloser Unsicherheit. Ich hoffe, daß die letzten bitteren Zeiten mir zu einem größeren Maaße von Klarheit und Geistesfreiheit verhelfen sollen, was doch immer die tröstliche Frucht richtig verarbeiteter Schmerzen ist."

Kann man vorbildlicher, christlicher im schönsten Sinne des Wortes sprechen?

Charlotte Restner schenkte meinen Eltern einen Brief ihrer Mutter aus späteren Jahren, gerichtet an ihren Sohn August. Dazu schrieb sie:

"Ich schrieb den Brief meiner Mutter ab, denen ich Ihnen als Autograph bestimmte und machte den Commentar dazu. Ich schrieb gerne diesen Brief meiner Mutter buchstäblich ab, wie sie ihn geschrieben hatte. Also die Orthographie war damals nicht verbreitet und durften wir Kinder uns oft darüber gegen sie lustig machen, wo sie denn oft sagte: ‚Ihr abscheuligen Kinder etc. etc.‘ Manche Worte und fehlende Buchstaben kommen noch aus Wezlar. Damals würde man gesagt haben: aus dem Reich! Dieses Titels, welcher damals für Wezlar, Lahngegend, ja Bergstraße galt, will sich Niemand mehr besinnen! Die Kastanien, die Wall Nüsse, getrocknetes Obst bekam meine Mutter immer von Frachtfuhrleuten ‚aus dem Reich‘. Man hielt es für etwas ‚aus dem Reich zu seyn‘. Heute Abend hat uns Professor Witte der Irren Arzt einen sehr vorzüglichen Vortrag über Werther und dessen Zeit gehalten."

20.

"Sie erinnern sich vielleicht, daß ich eine Zeitlang sehr bedrängt war, wie Brünner (ein Basler Maler) mit einem 17jährigen Bruder fertig wurde, der ein verlorener Sohn war. Es kam mir am gleichen Tage, als Brünner in Verzweiflung war, ein Brief von Thomas a Kempis unter die Hände der jemandem Rath gab, wie man einem Unverbesser-

lichen helfen kann. Ich schrieb ihn ab und nach dem Brünner denselben dem Ungebefferten vorlas, schmolz er in Thränen und ist ganz anders seit 6 Wochen!"

Der letzte Brief, schon von ihrem Krankenlager, schloß:
„Ich kann noch nicht schreiben und nicht sprechen. Aber immer Sie lieben. Ihre treue Freundin Charlotte Restner. 8. April 1877.“

Am 21. Mai 1877 ist dieser herrliche Mensch sanft entschlafen.

Es ist, zumal in heutigen Zeiten, ein Gnadengeschenk, eine kurze Zeit lang, wenn auch noch als unverständiges Kind, in dem Lebenskreise einer solchen wahrhaft Goetheschen Persönlichkeit geatmet zu haben und solche Zeugnisse eines letzten Abendrots klassischer Zeiten zu besitzen.

*

Doch ich kehre zu jener Gegend der alten Basler Patri-
zierhäuser am Rhein zurück. Wie poetisch, deutsch und stolz-
bürgerlich klingt der Name dieses Hauses am Münsterplatz,
wo das alte Fräulein Restner wohnte: Haus Steffensen zur
Burg!

Photographien aus dem Nachlaß meiner Mutter haben mir jene reizvollen Partien von alten Bürgerhäusern am Rhein wieder belebt. Es ist natürlich alles viel kleiner und für Großstadtaugen zusammengeschrumpfter, als es dem Kinde damals vorkam. Aber es ist nicht ein einziges geschmackloses, aufgeschirrtes und gekitschtes Haus darunter, wie man ansieht, gerade zu dieser Zeit in deutschen Städten zu bauen.

Ganz lebhaft vor meinen Augen steht auch noch die mit mächtigen alten Kastanien bepflanzte „Pfalz“ hinter dem Münster, ein Platz, der bei Mondlicht dem Geist von Hamlets Vater alle Ehre gemacht hätte, und der wunderbare Blick von dort auf all die alten Häuser am Rhein, die an Nürnberger Pegnizpartien erinnern, und auf den im graublauen Dunst

siehenden Schwarzwald und die nahen Vogesen. Wundervoll auch der schöne Bogen, den der Rhein hier beschreibt, und sein munteres hellgrünes Wasser! Hoffentlich ist es noch so und nicht von Fabrikwässern verseucht.

Von der Pfalz aus sah man auf dem jenseitigen Ufer die stramm ausgerichtete Reihe hoher Pappeln, welche Wache hielten vor einem Park mit dahinterliegendem Landhaus, ich weiß nicht mehr welcher Patrizierfamilie. An diese Stätte habe ich eine unverwischte greuliche Erinnerung: ich fiel dort, von meiner Mutter als noch recht junges Kind mitgenommen, einem Schwarm von jungen Damen in die Hände, die mich der Reihe nach, wohl in Ermangelung von besserer Männlichkeit, abküssten. Ich war damals in dem Anschuldsalter, wo man seine Mutter als die schönste Frau des Weltalls ansieht und alle andern, namentlich jüngeren Weiblichkeiten, angefangen mit der eigenen Schwester, bodenlos verabscheut und für Küsse von ihnen nur Abwehraktionen hat. Nach etwa zehn Jahren soll sich das bei jedem jungen Knaben wesentlich ändern.

Meine Eltern bewohnten in jenen glücklichen Basler Jahren, die mein Vater später „das Idyll seines Lebens“ genannt hat, nacheinander zwei Wohnungen, die mir beide noch in lieblichster Erinnerung sind. Die erste lag in dem Grundstück eines Baumeisters in einer nicht allzu eleganten und neuen Straße. Sie war recht geräumig, aber höchst originell in verschiedene Teile, teils zu ebener Erde, teils im ersten und einzigen Stockwerk zerrissen. Ich glaube, wir wohnten mit dem Hauswirt, der seine Räume auch teils unten, teils oben hatte, so gewissermaßen durcheinander. Diese Behausung war recht primitiv und entbehrte an Komfort und neueren Errungenschaften alles, was heute besonders die Dienstboten als selbstverständlich voraussetzen. Das Wasser z. B. mußte im Hofe aus dem Brunnen geholt werden. In der weiträumigen, altertümlichen Küche, von der aus man direkt in den großen Bauhof trat, war ein offener gemauerter

Herd mit einem riesigen Kaminabzug darüber, wie man jetzt so was eigentlich nur noch auf der Bühne sieht, aus dem ich einmal zu meinem lebhaften Schrecken einen rabenschwarzen Essenkocher herabkommen sah. Dieser Röhenschlot diente unseren „Rindsmäidli“ zum Anlaß, uns alle Märchen und Schaugeschichten im rauhesten Alemannisch zu erzählen, in denen solche Schrote und alles, was an Hexen und Teufeln durch sie herabgefahren kommt, eine Rolle spielten. Ein Märchen das auch heute: daß Dienstboten Herrschaftskindern Märchen erzählen oder richtiger gesagt: daß es Dienstboten gibt, denen man seine Kinder zu solchem Zweck anvertrauen möchte!

Die Hauptsache an diesem alten und weitläufigen Hause war, zum mindesten für uns Kinder, der große Bauhof und der große Garten. In ersterem lagen Steine zum Bauen — für uns, wie wir meinten —, Bretter zur Übung auf den Alpensport, waren geheimnisvolle Holzverschläge, wo man sich auf Niewiederfinden verstecken konnte, Hühnerhöfe, Kleintierställe. Wir lernten hier von Grund aus mit jederlei totem Material und lebendem Viehzeug sowie mit der im Hofe sich reichlich herumtummelnden Kleinbürgerjugend jener Gasse umgehen. Mir sind heiße Freundschaften und aufregende Fehden mit strohblonden jungen Schweizer „Dickköppen“, zarte Neigungen zu jugendlichsten kleinen Freundinnen und andere paradiesische Erinnerungen noch heute lebendig. Wir haben dort in schier ungebundener Freiheit spielen, uns mit wenig, gar keinen oder selbstgemachten Spielsachen königlich amüsieren und die Natur kennen und lieben gelernt. Wenn ich in späteren Jahrzehnten die unmenschlich raffinierten Spielsachen gesehen habe, die unverständige reiche Eltern kaufen, so hat mich immer ein gewaltiges „Schütteln des Kopfes“ ergriffen, und ich habe die armen reichen Bourgeois-Kinder, denen so jedes Phantaseschöpfen von Anfang an abgetötet und Blasiertheit frühzeitig anerzogen wurde, innig bedauert. Aber gottlob ist die Natur ja nicht immer unterzukriegen, und auch das verwöhnte Kind greift oft am liebsten zu irgend

einer wertlosen kleinen Scheußlichkeit, an der es seine Phantasie ergänzend üben kann, und der es sein ganzes kleines, noch unverbildetes Herz schenkt.

Bei unsern Spielen im Basler Bauhofe hatten eine Zeitlang die appetitlichen grauen Weinbergschnecken, die in der Schweiz und Süddeutschland als Delikatesse geschätzt werden, eine Hauptrolle inne. Wir sammelten sie, hürdeten sie ein, gaben ihnen Dinge zu fressen, von denen wir annahmen, daß sie zu ihrem *menu de prédilection* gehörten, und lebten des Wahnes, daß sie sich in unserer trefflichen Obhut vermehrten. Dann gab es auch ganze Sippen von Hühnern, Gänsen, Enten und Truthühnern, die sich nicht nur in unserer Phantasie reichlich mehrten und redlich mit Scharren, Schmazen und Gegacker nährten; ihre hilflose, flaumige, tappige Nachkommenschaft war unser innigstes Entzücken und setzte schöne altruistische Regungen in Bewegung: wir scharrten mit den Hühnermamas um die Wette nach Regenwürmern, die die kleinen grauen und gelben Wattebällchen mit Bier und Unmanier verschluckten.

Das Schönste war aber doch der große Garten hinter dem Hofe. Wir durften nicht beliebig hinein, sondern immer nur mit einem der jungen Inhaber der Baufirma. Da einer dieser blonden „Ehrenfesten“, der wie ein Hodlerscher Reifiger ausah (nur nie so verzeichnet breitbeinig dastand), eine Vorliebe für mein kleines, damals ebenso stabiles und blondes Schwesterchen hatte, haben wir die Erlaubnis wohl leicht und oft erhalten. In diesem Garten waren große Blumenrabatten mit all den treuherzigen lieben alten Biedermeierblumen und nicht wenigen wohlduftenden Kräutern, wie sie dort im Alemannischen als wesentlicher Bestandteil eines Blumenstraußes ungemein geschätzt wurden. Uns Kindern imponierten damals am meisten die langen Reihen von Spalierobst, das in wunderbaren, naturwidrigsten Krümmungen oder Streckungen an Latten gefesselt war und diese Orthopädie à la Prokrustes mit herrlichsten Früchten vergalt.

Unsere spätere Wohnung in Basel befand sich in fashionablerer Gegend in einer jener Straßen mit Ein- und Zweifamilienhäusern, die vor sich einen genügend großen und hübschen Garten und seitlich und rückwärts einen praktischen Bedürfnissen dienenden Hofraum hatten. Es war etwas in der Art von Landhäusern gebaut und hatte trauliche grüne Fensterläden mit ausgeschnittenen Herzen, die ihr Abbild im Sonnenlicht früh auf den Fußboden malten. Es hatte eine große hölzerne Veranda seitlich angebaut. In dieser schiefen wir „großen Söhne“ aus irgendwelchem Grunde eine Zeitlang. Wir kamen uns dort ganz wie Robinson vor und trieben abends, statt zu schlafen, manchen Unsinn. Auch beliebten wir dort, wie es Robinson sicher auch getan hat, möglichst wenig Aufhebens von übertriebenen Wasser- und anderen Zivilisationsnarreteidingen zu machen. Im Winter frohr manchmal das Waschwasser ein: Dieser force majeure beugten wir uns verständig und sahen ein, daß man sich in Eis eben nicht waschen konnte. Diese den Prinzipien unseres Hauses stracks zuwiderlaufende Wasserscheu dauerte aber nicht lange: meine Mutter kam bald dahinter und sagte uns darob einige, aber nicht schöne Worte.

Auch in dieser Wohnung war das Zusammenwohnen mit den Hauseigentümern, einem alten frommen Ehepaar — er war wohl Theologieprofessor —, ein etwas eigentümliches: auch hier wohnten wir teils im Erdgeschoß, teils oben und hatten mit dem Hauswirt Eingang, Treppenhaus und sonst noch manches andere gemeinsam. Das Studierzimmer meines Vaters lag eigentlich in der Wohnung unserer Wirte, und ich erinnere mich, daß, als mein Vater Rector magnificus wurde, ich die Ratsherren und andere maßgebliche Persönlichkeiten als der Älteste heraufführen und anmelden mußte.

Die Küche in dieser Wohnung hatte — nicht an sich, sondern durch unsere Mädchen — einen besonderen Anstrich: sie war durch viele an die Wand geheftete Heiligenbilder und kleine Weihwasserbehälter eine winzige Dase von Katholi-

- zismus inmitten unseres evangelischen Hauses und der stramm protestantischen Bewohnerschaft der Stadt. Meine Mutter bezog unsere Maidli meist aus dem benachbarten südlichsten Baden, dem Markgräflergebiet und dem Wiesental. Das waren Allemanninnen, genau wie ihre Stammesgenossinnen in der deutschen Schweiz; sie sprachen nahezu dieselbe Sprache. Wir wurden natürlich zur Achtung vor dem fremden Religionsbekenntnis angehalten, was aber nicht hinderte, daß wir dieser Weisung nicht immer folgten. Ich fühle noch die „Mordsteile“, die ich auf den dazu geschaffenen Körperpart, den „keine Kleider, keine Falten“ in diesem Moment umhüllten, erhielt, als ich einmal einem unserer heißgeliebten, schwarz-äugigen, braungezopften Maidli aus Lust an derber Poesie eines der allerdings hanebüchenen Verslein hersagte, mit denen die streitbaren jungen Reformierten der Stadt die damals kaum geduldete katholische Minderheit wohl schon seit Jahrhunderten zu höhnen liebten. Ich weiß aber auch noch, als ob es erst gestern gewesen wäre, wie das liebe gute Markgräfler Bärbele, um das ich „Schmach gelitten“ hatte, mich, nach jener wohlverdienten Ermahnung, ad posteriora in ihre Arme schloß, tröstete und mir von ihrem Landwein gab, den dort jeder Diensthote als Deputat erhielt und zu jeder Tagesstunde trank, so wie die sächsischen Köchinnen und Waschfrauen ihren „Gasseelaatsch“.

Das waren dort und damals schöne harmlose Zeiten von durchweg patriarchalisch-traulichen Verhältnissen zwischen Gesinde und Herrschaft, und zwar, wie immer wieder zu betonen ist, in einer politisch freien Republik. Das Verhältnis von uns Kindern zu den Diensthoten des Elternhauses in Basel war ausnahmslos ein freundschaftliches, ohne daß wir uns oder die Maidli sich etwas vergeben hätten. Wir haben manchen kleinen Kummer, manche kleine Unart, aber auch manchen kleinen Erfolg, wie eine Schulprämie, eher dem „Gritli“ oder „Bärbeli“ anvertraut als den Eltern. Es hieß übrigens auf Baseldütsch immer „das“ Bärbeli und „das“

Gritli, wie auch Kinder eines bekanten Hauses „das“ Willi und „das“ Lilli genannt wurden. Diese Maidli waren eben innerlich freie und herzensegebildete Menschen, die sich willig unterordneten, sich nicht scheuten zu „dienen“, die zur Herrschaft hielten und gerade durch ihre Bescheidenheit und Tüchtigkeit eine Stellung sich erwarben, die einer solchen eines lieben Verwandten nahekam; sie waren eben keine klassenbewußten Proletarier, die mit Tarifen, Organisationen und Arbeitsverweigerung den feindlichen Bourgeois-Herrschaften einen Vorteil nach dem andern abtrozten, sondern Menschen, die willig ihr Bestes gaben, und denen dafür gerne und freiwillig alles Gute gegönnt und getan wurde.

Das Dorado für uns Kinder war auch hier der Garten. Sein Reiz für die Erwachsenen bestand in einer geräumigen, mit Selängerjelieber bewachsener Laube, wo möglichst alle Mahlzeiten genommen und manche fröhliche Bowlen mit Freunden getrunken wurden, für uns Kinder aber in einer an diese Laube sich anschließenden, aus Tuff- und Tropfsteinen, Stechpalmen und Zypressengebüsch künstlich aufgebauten Miniaturwildnis mit einem lächerlichen Bassin mit blöden Goldfischen und einem meist nicht funktionierenden Springbrunnen. Hier haben wir unsere Mohikanerspiele gespielt; hier mußten meine Schwester und ihre kleine niedliche, stets zu grundlosem Weinen aufgelegte Freundin aus dem Nachbargarten uns als Indianersquaws auf einem in die Wildnis versetzten Puppenherd grausliche Kuchen backen, von denen wir bösen Buben behaupteten, daß sie mit „Spucke“ geformt wurden. Bei den Kämpfen in den Tropfsteinen fiel natürlich manch einer in das tiefergelegene Goldfischbassin und erschreckte die unklugen Fische zu Tode. Er selbst aber ersoff nicht, da das Wasser sogar meinem damals unheimlich dicken jüngsten Brüderchen trotz der „Wasserverdrängung“ nur bis an den Bauch ging. Es setzte aber ein mörderisches Gebrüll, um die Rache des Himmels gegen den herabzurufen, der den Bruder beinahe dem nassen Tode überliefert hätte, und

dann eine kurze Kabinettssjustiz, ohne lange Untersuchungen, gegen beide, den Brudermörder und den Brüllaffen.

In diesem Garten spielten sich in der schönen Jahreszeit auch unsere Rindergesellschaften ab. Gegenseitige Einladungen zu „Bubenvisiten“ waren nicht nur für uns Pennäler, sondern auch für die Eltern eine nicht unwichtige Sache. Das wurde Wochen vorher besprochen und kostete manchen Disput der jüngeren Generation mit der älteren, wenn letztere etwa so unverständlich war, nicht einzusehen, daß man zu solchem Feste genau dieselbe kirschrote Seidenkrawatte an seinem Etontragen haben mußte, wie dieses Jahr alle Jungen trugen, und nicht etwa eine blaue; und daß man natürlich dieselben Lottogewinne haben mußte, wie es sie neulich bei Von der Mühl's gegeben hatte. Auch in diesen Dingen, wie in allen Standesangelegenheiten der Schülerwelt, wechselte das, „was die Mode streng geteilt“. So war eine Zeitlang, als wir den „Lederstrumpf“ verschlangen, „Indianerlisspielen“ an der Tagesordnung; ein andermal mußte eine Ritterrüstung beschafft werden. Ich sehe mich noch, wie ich stolz durch die ganze Stadt zu einer Bubenvisite eines entfernt wohnenden Freundes zog, im Schmucke einer Rüstung aus Pappe und Silberpapier, *propre crû!* Und nicht daran dachte, daß ich lächerlich wirken oder Prügel von Gassenjungen besehen könnte. Es geschah auch wirklich gar nichts dergleichen. Man lebte und ließ jeden nach seiner Fassung leben in dieser idyllischen Kleinrepublik. Ich weiß nicht, oder vielmehr: ich weiß genau, was einem Kinde der oberen Klassen heute bei uns passieren würde, wenn es in solchem Aufzuge einen weiten Weg durch die Stadt, und nicht nur durch vornehme Villengegenden, machen wollte!

Ein eigenartiges Fest für uns Deutsche aus dem Norden war die Fastnachtszeit in Basel, die in der sonst so gesetzten und stillen Stadt ganz nach Art der rheinabwärts gelegenen deutschen Städte mit einigen Tagen ausgelassenster Narrenfreiheit, wirbelnden öffentlichen Maskentreibens und öffent-

lichen kostumierten Umzügen gefeiert wurde. Es wurde Wochen vorher an den Kostümen gearbeitet und auch an den mehr oder minder witzigen „Schnitzelbänken“, den mit entsprechenden Bildern versehenen, auf lange Papierstreifen geschriebenen Gedichten, die ja wohl heute noch in Basel im Schwange sind. Dabei wurden öffentliche, politische und private Angelegenheiten durchgehechelt, hie und da kleine unschuldige Zötlein eingeschmuggelt und in oft drastischer Weise eine Privatperson dem allgemeinen Gelächter preisgegeben.

An den Fastnachtstagen lief alles, sogar die „Maidli“, in Kostümen und meist Maske auf den Straßen herum, und man ulkte sich auf den Straßen und in den Wirtschaften mit rheinischer Ungeniertheit an. Man mußte mitmachen und in diesen Tagen jeden Spasß verstehen, sonst wurde man grausam als „Dütscher“ verhöhnt und bekam fühlbare Pritschenschläge. Ganz Recke drangen unter dem Schutze der Maskenfreiheit auch in fremde Häuser ein, wo Tanz und Gasterei war, trieben dort ihr Wesen und gingen dann ein Haus weiter. Es wurden in den Familien viele Kostümbälle, namentlich reizende kostümierte Kinderfeste gegeben, wo aber auch die Erwachsenen mitmachten, in manchen reichen Familien sogar mit großem, dem sonstigen geselligen Gehaben entgegengesetztem Luxus. Bei den Umzügen der Scherz- und Allegorienwagen sah man gute Anspielungen auf aktuelle Geschehnisse, bissige politische Versifflagen kleiner Schwächen des eigenen oder noch lieber des Nachbarantons oder Zurschaufstellungen harmloser allgemein helvetischer Lächerlichkeiten, die dem Gesamtbewußtsein nicht unbekannt waren. Dann gab es auch schöne und kostbare Charakter- und historische Masken, bei denen die Kosten nicht gespart wurden, und die erkennen ließen, daß die Kostümkunde in weiten Kreisen des Volkes bekannt war.

Wir Kinder hatten erst die landesüblichen Pierrot-Verlegenheitskostüme und bekamen dann von den Freunden Majets aus Tokio echte japanische Kimonos, mit denen wir einiges

Auffsehen unter den Zopffherren, Kottkappchen und „Buurejoggi“ erregten.

* * *

Meine Erinnerungen an die liebe Basler Zeit bewegen sich aber nicht nur in Örtlichkeiten und Bildern von Zuständen, sondern umfassen getreu manche hervorragende und unserer Familie fürs Leben liebgewordene Menschen. In der nächsten Nachbarschaft unserer zweiten Wohnung lebten sehr liebe Freunde, die Familie des Professors v. Wyß. Er stammte aus einem hervorragenden Züricher Stadtadelsgeschlecht und seine Frau aus der ebenso bekannten Züricher Familie v. Muralt. Deren Mutter, die schöne und holde alte Frau v. Muralt, war eine ähnliche, wenn auch weniger greisenhafte Erscheinung wie das alte Fräulein Restner, in schwere faltige Seide gekleidet und mit den charakteristischen Seidenlocken, wie sie Annette v. Droste-Hülshoff getragen hatte. In dieser Familie und noch einigen weiteren Verzweigungen, die ich später kennen lernte, sowie den Familien v. Planta und v. Salis aus Graubünden, offenbarten sich uns letzte und sehr aristokratische Reste der einst mächtigen und reichen Schweizer Adelsfamilien. Namentlich die alte Frau v. Muralt durfte in Erscheinung und Wesen als Typus nahezu damals schon verschwindender alter patrizischer Kultur angesehen werden. Später in Leipzig war der älteste Sohn unserer Freunde, unser lieber kleiner zarter Freund „Frisli Wyß“ ein ständiger Gast meines Elternhauses, ein lieber kluger und fast degeneriert verfeinerter Mensch, etwas eigentümlich und durchaus, auch seelisch, kränklich. Er ist dann bald, ihm selbst wohl zum Heile, dahingegangen. Man konnte aber nicht sagen, daß er etwa als typischer Sproß alter degenerierter Adelsgeschlechter zu gelten hatte; er war durchaus eine Einzelercheinung in seiner ganzen Familie, seine Brüder und Schwestern waren kerngesunde, kernfeste Schweizer. Durch Frisli Wyß kam ich zu seinen Züricher Verwandten.

In Basel erhielt ich meinen ersten Musikunterricht. Ich hatte das Glück, zu einer wunderbaren Lehrerin zu kommen, der Frau des Kapellmeisters Volkland, die im „Domhof“ wohnte. Diese Frau von echt weiblicher Milde, von Liebreiz und Würde und echt süddeutscher Herzensfreudigkeit wurde mir mehr als eine geliebte Lehrerin, eine mütterliche, gütigste Freundin. Die Stunden bei ihr boten mir, dem noch unreifen Kinde, schon „Glücks genug“. Mit begeisternder Anregung und liebevoller Konsequenz erreichte die edle und gütige Frau von ihrem kleinen Schüler alles, was vernünftigerweise zu erlangen war; und wenn man mir einen guten Anschlag und Sinn für musikalischen Rhythmus nachsagt — man darf ja von seinen Gottesgaben reden, an denen man unschuldig ist —, so habe ich das grundlegend und allein dem Unterricht bei dieser Frau zu danken, die das Talent hatte, das Gute aus den Menschen herauszuholen. Alles später Dazugelernte war nur ein Befestigen des in Basel bei Frau Volkland Gewonnenen, vielleicht ein intellektuelles Vertiefen. Zur Belohnung für eine fingerstrapazierende Mozartsche Sonate oder ein im Ausdruck nicht vorbeigelungenes Schumannsches Kinderstück nahm mich dann meine geliebte Lehrerin öfters ins Konzert mit auf ihre bevorzugten Plätze, wo ich große Solisten hören und mit verehrungsvoller Scheu den Kapellmeister bewundern durfte. Hier habe ich frühzeitig Größen wie Rubinstein, Amalie Joachim, Alice Barbi, Julius Stockhausen und, die Unvergeßlichste von allen, Clara Schumann hören dürfen. Diese gehörte zu den vertrautesten Freunden des Domhofs und wohnte, wenn sie ihre allwinterliche Konzerttournee herführte, bei Volklands. Die Bekanntschaft dieser einzigen Frau und großen Künstlerin war mir vergönnt als Kind zu machen, als etwa zwölfjähriger Bursche, dadurch, daß ich ihr einmal den „Fröhlichen Landmann“ aus den Schumannschen Kinderstücken vorspielen mußte, und, als es zur Zufriedenheit der in allen Schumannschen Angelegenheiten unbestechlichen Kritikerin gelang, von ihr in ihrem

Wagen ins Konzert mitgenommen wurde. Sie steht noch vor meinem Auge, die hohe und edel-schöne Frau, wie sie in einem der damals modischen langhinschleppenden Prinzesskleider aus tiefbraunem oder rubinrotem Sammet, glattgescheitelt und eine matronenhafte Spitzenschleife auf dem Kopf, das edle, große Auge visionär emporgerichtet, spielte, so innig und seelenvoll, so voll Temperament und hinreißendem heiligen Feuer spielte, wie man es heute nur noch ganz selten und von den heute berühmtesten Klaviervirtuoson ganz sicher nicht hört. Nur einmal wieder nach Jahrzehnten habe ich das Klavierkonzert von Schumann etwa so spielen gehört wie von Clara Schumann, und zwar von Ernst v. Dohnanyi.

Auch Brahms und der oft ungezogene Musenliebbling Hans v. Bülow sind damals als Dirigenten oder Pianisten in meinen Gesichtskreis getreten; sie haben mir aber keine oder nicht eine heute noch so lebendige Erinnerung hinterlassen wie Clara Schumann. Brahms habe ich dann erst in Wien und Leipzig in mich aufgenommen. Seitdem gehört er zu meinen musikalischen Göttern. Aber Rubinstein am Flügel des Basler Konzerthauses sehe ich noch vor mir, den dämonischen Giganten alles Pianistentums, dem es nicht darauf ankam, im Feuer des Spiels tüchtig danebenzuhauen, der aus dem nichtslegendsten Klavierstück ein Zauberwerk von zarter Poesie oder wilder Dramatik zu gestalten wußte. Auch er war ein Freund des Domhofs; aber meine gütige Lehrerin war doch nicht so vermessen, mich Lehrling der unteren Stufe diesem größten Meister vorspielen zu lassen.

Zu dem näheren Freundeskreise des Elternhauses gehörte der Professor der Philosophie Heinze, mit dem nachher in Leipzig die alten Beziehungen wieder aufgenommen wurden. Wir Jungen blickten damals voll Bewunderung zu den um einige Jahre älteren und uns beängstigend klug vorkommenden „Heinzesöhnen“ empor. Der ältere von ihnen, Rudolf, hatte einst ein Bein verletzt und mußte längere Zeit liegen; wir besuchten ihn damals öfter und wurden von ihm,

wie es sich bei den wichtigen Altersunterschieden in jenen Jugendjahren gehört, freundlich-gönnerhaft behandelt. Dieser Rudolf Heinze ist der nachmalige bekannte Führer in der Deutschen Volkspartei und der sympathischere Gegenpol zu dem politischen Geschäftsmann Stresemann. Er war in Leipzig eine lange Zeit mein geschätzter und geliebter Vorgesetzter, er Assessor und ich jüngster Referendar. Ich habe von ihm vieles gelernt, namentlich das Wichtigste für den Juristen: das Erfassen der Grundlinie einer jeden Sache und das — fast immer zu erreichende — Ineinlangbringen des zunächst zu befragenden natürlichen Rechtsgefühles mit dem geschriebenen und geltenden Gesetze. Schon damals, wenn wir nach den Sitzungen vertraulich als „Universitätsverwandte“ nicht nur über des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr plauderten, äußerte er seinen Wunsch, Politiker zu werden. So ist er dann ja auch in den letzten Jahren des Königtums in Sachsen Justizminister und Ministerpräsident und nach der Revolution Reichsjustizminister gewesen.

Der vielseitige Bekanntenkreis des Elternhauses in Basel enthielt auch eine Persönlichkeit von hohem himmlischen Range: ich kann mich rühmen, in jenen Zeiten nicht selten auf den Knien keines Geringeren als eines Erzengels gesessen zu haben! Das war aber weder Gabriel noch Michael, sondern ein überaus würdiger, schöner weißlockiger Patriarch, der Professor Thiersch. Er war das Haupt der Sekte der Irvingianer in Basel und führte als solcher den ja zunächst etwas vermessen klingenden Titel „Erzengel“, der an Vermessenheit allerdings verliert, wenn man auf die griechische Herkunft des Wortes Engel zurückgeht, wo es nichts mehr als Bote bedeutet. Als Bote vom Himmel mochte der milde gütige alte Herr dann auch passieren. Jedenfalls war er einer der besten und im schönsten Sinne christlichsten Menschen und als solcher natürlich auch ein großer und innig gegengeliebter Kinderfreund. Die daraus für uns Kinder entspringende angenehme Eigenschaft einer kaum zu hemmenden Schenk-

freudigkeit steigerte sich noch bei dem lieben alten Onkel Erzengel, als er uns ahnungslos eine Scharlachinfektion ins Haus gebracht hatte. Dieser Irvingianer Thiersch war ein nächster Verwandter, wohl Bruder des großen Leipziger Klinikers und stand auch dem bekannten Münchner Architekten verwandtschaftlich nahe.

Ich kann mich erinnern, daß Basel damals, wie von jeher überhaupt manche Schweizerstadt, ein Ort für allerhand Sektiererei war, und daß es manche ältere und weniger schöne Jungfrau gab, die in diesem Sektenwesen aufging, und von denen jede mit anmutiger Strenge und Geschlossenheit zur Schau trug, daß sie im Besitze der allein echten und höheren Ortes privilegierten Form der Religionsausübung sei. Das waren auf religiösem und wohl auch ethischem Gebiet solche nicht unanmutigen, wenn auch etwas säuerlichen Gestalten, wie die unsterbliche und so ganz echt schweizerische Jungfer Züs in den „Drei gerechten Rammachern“ von Gottfried Keller. All diese gerechten und klugen „bestandenen“ Jungfrauen konnte man sicher sein zu treffen bei den herrlichen Kirchenkonzerten, die oft im Münster stattfanden und die an die Musikpflege in großen katholischen Kirchen mit berühmten Kapellen erinnerten.

Eine andere Erinnerung auf kirchlichem Gebiete knüpft sich mir an die Person des seinerzeit sehr bekannten Berliner Stadtmissionars, Hofpredigers und Vaters des christlich-sozialen Gedankens, Stöcker, an. Dieser war anlässlich eines Kongresses Gast meines Elternhauses. Ich weiß nicht, wie mein Vater, der ein tief religiöser Mann war, dem aber alles Kirchliche fernlag, dazu kam, den bekannten Mann bei uns aufzunehmen. Vielleicht war es das Soziale — das Soziale im guten alten Sinne, wie man es damals verstand, nicht im Sinne einer profitablen Parteibuchinhaberschaft wie heute —, was die beiden Männer zusammenführte. Waren doch damals gerade in den Kreisen von Nationalökonomien, andern Gelehrten, Männern des wirtschaftlichen Lebens und Geistlichen

soziale Bestrebungen edelster Art zur Hebung des Loses der unteren Klassen im Gange, die die ersten Bausteine herbeischafften zu der späteren großen sozialen und gegen die Sozialdemokraten zustandegekommenen Gesetzgebung (Versicherungsgesetze!) unter Kaiser Wilhelm I. Diese Bestrebungen trugen bekanntlich von seiten verständnisloser und unsozialer konservativer Kreise den beteiligten Gelehrten den Spottnamen „Kathedersozialisten“ ein; dieser Spottname wurde, wie so manchmal in der Geschichte, später zum Lösungswort, ja zum Ehrentitel. Stöcker war für mich Kind damals natürlich nur das, was ich von den Erwachsenen hörte. In eigener Erinnerung ist mir nur der Umstand, daß er eine vollständige Einrichtung, um seine Stiefel selbst zu putzen, mit hatte, und daß er erzählte, diese Art, selbständig und nicht auf die Dienste anderer bei seinen vielen Vortragsreisen angewiesen zu sein, habe er von einem amerikanischen Missionar gelernt. Daß jemand unseres gesellschaftlichen Milieus sich überall seine Stiefel selbst reinigte, erschien uns Kindern damals als etwas ganz Ungeheuerliches, dem wir halb grenzenloses Mitleid, halb scheue Bewunderung zollten. Wir ahnten damals nicht, daß wir 40 Jahre später durch den Weltkrieg und seine Folgen für Deutschland noch manches andere lernen würden!

Einen Einblick in französisches, sich allerdings von seiner charmantesten Weise zeigendes Wesen hatten nicht nur meine Eltern, sondern auch ich, der ich frühzeitig dafür einen flair bekam in der uns befreundeten Familie des Professors J. P. Seine Frau war eine, wenn auch in der französischen Schweiz aufgewachsene Deutsche, eine Schönheit von madonnenhafter Erscheinung und eine der treuesten Freundinnen meiner Mutter, eine holde, liebe deutsche Frau. Der Professor selbst aber war französischer Schweizer und, wie fast alle solchen, ganz französisch. Das Deutsche beherrschte er natürlich als Hochschullehrer an einer deutschlehrenden Universität bis auf den untilgbaren französischen Akzent vollständig. Seine Briefe sind die eines feingeistigen Deutschen.

In seinem äußeren Wesen war er ein Mann von überaus feiner und graziöser Geistesart mit den angenehmen und verbindlichen Formen der guten, alten französischen Zeit, ihrer causerie und ihrem esprit. Damals war noch nicht die Ära der geweckten und geschärften und unduldsamen Nationalgefühle, und so geschah es, daß sein Haus beste deutsche Kultur und angenehmste französische Zivilisation, französische civilité, französischen Esprit, französische geistige und äußere Grazie vereinigte.

Es gab in Basel einige ältere, reiche, der Großhandelswelt angehörige Herren, die unermüdllich beflissen waren, ihre Allgemeinbildung durch Anhören von Vorträgen der Universitätsprofessoren, ja durch Kollegbesuche zu fördern. Das geht ja auch aus den mitgeteilten Briefen des alten Fräulein Restner hervor. Ich kann mich besonders an einen derselben, einen feinen alten, freundlich-gemüthlichen und altmodisch-höflichen Herrn, einen Bankier, noch gut erinnern. Zwischen ihm und meinen Eltern entspann sich dadurch ein reger Verkehr, und ich weiß, daß ich meine Mutter öfter habe sagen hören: „Gestern hatte ich wieder den lieben und interessanten alten Herrn B. als Tischherrn.“ Ich war auch einmal in seinem schönen, reichen Stadthause, wo mir ein großer zeremonieller Salon mit goldenen Möbeln, die schwarze Atlasbezüge mit eingewirkten Blumen hatten, ungemein imponierte. Die alten reichen Herren, von denen mein Vater natürlich keine Bezahlung für das „Kollegschinden“ nahm, revanchierten sich dann am Ende des Semesters sehr patrizierhaft mit schönen Angebinden. Im Nachlaß meiner Mutter habe ich dann einen gedruckten Nachruf auf den charmanten alten Herrn gefunden. Dieser Nachruf entspricht einer damals geübten alten Basler Sitte: die Hinterbliebenen ließen, wenn ein Mann von Namen, Vermögen und Ansehen verschied, ein kleines Heft drucken, in welchem die Grabrede und ein Lebenslauf des Verbliebenen Platz fanden. Letzterer pflegte in oft rührender und bedeutender, manchmal aber auch für

deutschen Geschmack etwas zopfiger Weise die Verdienste, die soziale Stellung, den irdischen Besitz und die religiöse Seelenverfassung des Entschlafenen der Nachwelt zu überliefern.

Zu den Gemüt und Körper fördernden Genüssen unserer Basler Zeit gehörte das in Süddeutschland und der Schweiz viel üblichere regelmäßige Veranstalten von Ausflügen, nicht nur Sonntags, sondern auch nachmittags in der Woche. Dieses Wandern war damals gottlob noch kein von Wanderflegeln mit nackten Beinen und langen Haaren betriebener Sport, sondern reiner, harmloser Naturgenuß ohne jeden Nebenzweck. Wenn es Arbeit und Wetter nur irgend erlaubten, wurde eine Botanisiertrommel — wie spießig! würde die heutige Jugend ausrufen — mit Brot und köstlichen dicken Kloben von Käse gefüllt, wozu man sich dann in einem ländlichen Gasthaus einige „Schöppli“ von dem guten leichten weißen Landwein geben ließ. Die grüne Trommel brachte man abends voll von Blumen heim; auf unseren Tischen standen im Sommer fast immer Blumensträuße aus selbstgepflückten Feldblumen, deren Pflege mein kleines Schwesterchen als erste Haustochterpflicht unter sich hatte. Diese Partien machten wir zumeist mit den lieben Freunden; als Ansager und Verlocker zu solchen wurden mein Bruder und ich von der Mutter prinzipiell nur mit mündlichen Aufträgen ausgesandt, damit wir frühzeitig lernten, uns konzentriert und manierlich bei fremden Leuten auszudrücken.

Diesen Ausflügen waren aber durch die damals gebotene Sparsamkeit gewisse Grenzen gesetzt: so sind wir nie in die Vogesen gekommen; aber Basel-Land kannten wir in- und auswendig: die Chrißhona, den Bienenberg, Riehen und vieles, dessen Namen mir entfallen.

Die Gepflogenheiten meines Elternhauses waren damals, aus Prinzip noch mehr wie aus Notwendigkeit, überaus einfache. Der Wert des Lebens wurde vorwiegend in geistigen Gütern gesucht. Und das mit Recht: wir sind im Leben nie,

auch als es uns nachher bis zum Kriege gut ging, blasiert gewesen. So betrieb meine Mutter, die sehr viel Sinn für schönen Schmuck der Lebenshaltung hatte und in dieser Richtung eher viel als wenig aus ihrem baltischen Leben her gewohnt war, in Basel eine kluge Einfachheit in allen Dingen der Hauseinrichtung und der Toilette. In der damaligen, auch auf diesen Gebieten zumeist puritanischen Schweizerstadt — immer die ganz Reichen abgerechnet — hätte es überdies dem guten Ton widersprochen, wenn eine deutsche Frau, von der man natürlich bald wußte, daß sie keine Millionärin war, sich hätte einfallen lassen, Toilette zu machen. Es gab wohl hie und da solche Unglückswesen, namentlich aus den vom Geschmack stiefmütterlich behandelten mitteldeutschen Gegenden stammend, die sich verstatteten, mit zuviel hellblauen Flatterschleifen und übertriebenen Blumengarnituren zu paradieren. Aber sie wurden nur verlacht. Die aus Riga oder gar aus Petersburg stammenden großen Toiletten und Spizentücher blieben daher in der Basler Zeit liegen und feierten erst wieder, modisch umgeformt, später in Breslau Auferstehung.

Wie einfach waren auch unsere Vergnügungen und jugendlichen Passionen damals! Es war selbstverständlich, daß jeder Junge Herbarien mit selbst präparierten, schön nach Linné eingeteilten Alpenblumen hatte. Ich war außerdem ein leidenschaftlicher Schmetterlingsjäger und -züchter und hatte eine wirklich schöne Sammlung von „Sommervögeln“ eigenen Fanges und eigener Züchtung. Ich weiß noch das atemlose Entzücken, als mein erster hellgelber „Schwalbenschwanz“ gerade vor meinen Augen aus der häßlichen grauen Puppe austroch. Wo ist das heute alles hin? Ist alles das von Sport und Reford oder von *dira necessitas* oder von großstädtischer Blasiertheit überwältigt?

Zur selben Zeit fing auch unsere später in Deutschland noch raffinierter betriebene Leidenschaft, Postmarken zu sammeln, an. Dabei fühle ich heute noch die Gewissensbisse über die eines Odysseus würdigen Listen, mit denen ich ver-

mochte, meiner guten, damals auf Besuch in Basel weilenden Großmutter das erste richtige Markenalbum zu entlocken. Bis her hatten wir nur selbstgemachte Hefte, in denen alle Augenblicke ein Land fehlte. So ausgezeichnet der Unterricht damals in Basel war, in Geographie war er bis zu meinem zwölften Jahre merkwürdig unzureichend gewesen und hatte sich, abgesehen von einer summarischen Behandlung fremder Länder (zu denen insbesondere der große „dütsche“ Nachbar gehörte), beschränkt auf eine allerdings musterhafte Kenntnis „unseres schönen Heimatlandes“ — wie wir zum Verdruss meiner stets stramm deutschen und nationalen Mutter beim Auswendiglernen her sagten. Ich konnte damals auswendig eine ganz richtige Karte der Schweiz und einen genauen Plan von Basel — Groß-Basel natürlich! — zeichnen. Von Rußland, dem Lande der Eisbären und Samojeden, wußte man in unserem Alter so gut wie nichts.

Die Erschleichung des oben erwähnten ersten Briefmarkenalbums hatte außer der gewissenbelastenden noch eine andere, komische Seite. Sie war geschehen auf Anraten meines kleinen Freundes. Dieser hatte irgendwie erfahren, daß meine Großmutter Gräfin war, und verband damit in seinem unverdorbenen republikanischen Jugendhirn die Vorstellung, daß sie eine über Schloß, Dienertroß und märchenhafte Schätze gebietende Frau sei. Ich hatte dann aber doch so viel unbewußten Takt oder soviel Raffinement, es nicht mit einem Angriff auf die — nicht vorhandenen — gräßlichen Schätze, sondern auf das weiche Großmutterherz zu versuchen.

Die „Buben“ fröhnten damals einer weiteren Leidenschaft, dem Spiel mit „Gluckern“, dem bekannten auch von aller deutschen Jugend heute noch gespielten Spiel mit den bunten Stein- und Glaskugeln, die in ein Loch im Erdboden gebracht werden müssen. Das Loch wurde zunächst mit der runden, klobigen Stiefelspitze gebohrt. In gewissen, ganz frühen Tagen meiner Basler Knabenzeit hatten die Stiefel der Kinder, vermutlich mit Rücksicht auf solche Rüpelgewohn-

heiten, vorne Rappen aus blankem Messing! Man kann sich ausmalen, wie schauderhaft das ausfah! Im „Gluckern“ waren wir die reinen Freibeuter und Piraten und hatten eine große Fähigkeit, anderen im Spiel alles abzunehmen. Unser Hauptausbeuteobjekt war ein kleiner „besserer“, nicht in der Judengasse wohnender Israelit, der die herrlichsten gemusterten Glaskugeln, aber im Spiel keine Geschicklichkeit hatte. Wir ließen uns es angelegen sein, den kleinen Hebräer, mit dem sonst damaliger Sitte nach natürlich *connubium* und *commercium* ausgeschlossen war, recht oft zum Spiel aufzufordern, und es trat dann die heutzutage gewiß rare Erscheinung zutage, daß die Urier die Kriegsgewinnler wurden. Unser kleines semitisches Ausbeuteobjekt war ein elsfässischer „Judebub“ — ich weiß sogar noch seinen Namen: Epstein. Unser kleiner sanfter Epstein gehörte der Nation der „Molljuden“ an. In solche und in „Durjuden“ teilte unser väterlicher Freund Volkland die jüdische Nation ein. Zu ersteren gehören die zartbesaiteten, elegischen, den Künsten ergebenen, im Leben manchmal (nicht immer) scheu zurückstehenden, edleren Naturen des jüdischen Volkes.

Unser Aufenthalt in Basel schloß für uns Kinder mit einer schönen Feier im Hause Bernoulli, derselben, wo die Jugend das oben schon erwähnte Theaterstück aufführte. Es war ein höchst mäßiges Machwerk, „Dornröschen“, „für Puppen- und Kindertheater bearbeitet von Dr. Klotz“. Ich wundere mich, daß weder unsere Eltern, noch die kunstverständigen Bernoullis, noch unser Regisseur, der damalige arbiter elegantiarum und spätere bekannte Schriftsteller Walter Siegfried, etwas Besseres fanden. Von unseren höchst eigenartigen und für die damalige harmlose Einfachheit bezeichnenden Kostümen ist mir noch folgendes in der Erinnerung: Meine Mutter hatte noch aus der Krinolinenzeit zwei leuchtend lilaseidene weite Schleppröcke; der eine hatte einen breiten lila Sammetstreifen; diesen bekam natürlich die Königin und den glatten das bescheidene Dornröschen. Um es nur gleich

zu sagen: diese Rolle war, wohl in Ermangelung passender Weiblichkeit, mir anvertraut worden. Zu dem lila Seidenrock hatte ich ein schwarzsamtenes Nieder, das sonst meine Schwester je nachdem als Ritterfrau oder Bauernmädchen zu tragen pflegte, und einen Rosenkranz auf der blonden langlockigen Perücke. Mein Busenfreund Carl Bernoulli machte in einem weiß-rot-goldenen, von meiner Mutter einmal zu anderen Zwecken nach der „Modenwelt“ zusammengeschnittenen Heroldskostüm den König, und mein jüngster dicker Bruder, damals schweizerisch „das Stumpernälli“ genannt, gab erst einen Pagen in rotem Glanzkattun mit weißen Puffen und im letzten Akte den bewußten Rüchensjungen mit der nach 100 Jahren aufgetauten Ohrfeige — beide Rollen waren natürlich nur Statistenrollen. Carl Bernoulli, damals noch ganz treuherzig-biderber Rüpel und ohne Spuren des künftigen Dichters und Ästheten, machte niederträchtige Witze über die Königin und ihre Tochter, die sich ihre Röcke im Ausverkauf billig erstanden hätten. Aber Walter Siegfried, der kommende Poet, hatte ein reizendes Gedicht auf das Dornröschen im Anklänge an das bekannte Uhlandsche gemacht und einen schönen Theaterzettel gezeichnet. Bei dem folgenden Abendessen gingen die Wogen der Kunstbegeisterung, der Freundschaft und des Trennungsschmerzes hoch. Carl Bernoulli forderte in einer kleinen Abschiedsrede, daß wir uns treu bleiben sollten, „auch wenn uns schon der Flaum um die Lippen sproßte“, und ich gelobte gerührt, bald ein reicher Mann zu werden, dann in die geliebte Basel-Stadt zurückzukehren und ihr mein ganzes Vermögen zu stiften; notabene lebendigen Leibes. Diese edle Wallung war in mir zweifellos durch den in meinem Elternhause oft besprochenen Gemein-sinn der Basler Bürger ausgelöst worden. Es war damals gar nichts Seltenes, daß alte Leute große Vermögen der Stadt oder besonderen humanitären Anstalten und Organisationen, wie der berühmten aus dem 18. Jahrhundert stammenden „Gemeinnützigen Gesellschaft“ vermachten, über deren Grün-

der Isak Iselin mein Vater eine Monographie verfaßt hatte. Ich werde aber mein voreiliges jugendliches Gelübde nicht zu halten brauchen: das große Vermögen ist noch nicht beisammen.

Einen Sommer der siebziger Jahre verlebten wir in einem urväterischen ländlichen Gasthaus im Kanton Obwalden. Dem Abschluß der Pensionsabmachungen für die ganze Familie und Freunde aus Deutschland war eine längere Korrespondenz vorausgegangen, die von dem hochgebildeten und überaus originellen Wort teils in Versen, teils mit allerhand illustrierenden Federzeichnungen geführt worden war; zum Schlusse erfolgte von Herrn Britschgi — so hieß das Original — eine Karte mit einem Landsknecht im Stile Hans Holbeins, der eine Fahne mit der Inschrift „Hoch die glückliche Lösung!“ schwenkte. Diesem Vorspiel entsprechend war dann auch das ganze Wesen und Verhalten unseres sommerlichen Ernährers. Er stellte sich zu seinen Gästen in ein mehr humorvoll-freundliches als geschäftliches Verhältnis; dazu gehörte auch, daß er bei besonderen Anlässen etwas zum Besten gab, was außerhalb seiner Verpflichtungen lag, einen extra-guten Wein, ein Riesen-„Gugelhopf“ zum Kaffee und dergleichen, und daß er jeden Pensionär wie einen alten Freund behandelte. So etwas gibt oder gab es allerdings nur in der Schweiz und da auch wieder natürlich nicht an den großen Touristen- und Engländerstraßen.

Auf der Reise nach Obwalden waren wir in Gesellschaft von Basler Freunden gefahren. Da war die Erfahrung zu machen gewesen, daß man bei Reisen unter schweizerischer Ägide unglaublich billige Preise gewährt erhielt. Es war eine damals von Schweizern offen zugegebene Tatsache, daß die Wirte in den bekannten Fremdendurchgangsorten nach den Nationalitäten der Gäste abgestufte Preise hatten: einen horrenden für Russen, die ohne weiteres alle für unwahrscheinlich reich angesehen wurden, einen respektablen für Engländer und Franzosen, einen angemessenen für Deutsche und

einen Freundschaftspreis für Landsleute. Das neuere englische System, daß jeder Sohn Albions seine ganze Schweizer Reise in genau detaillirte vorherbezahlte Tickets eines Reisebureaus zerlegt bekommt und überall nur mit solch einem Abschnitt aus seinem Reiseheft — und darüber hinaus keinen Centime — begleicht, war damals noch nicht allgemein üblich. Diese Finanzkunststückchen der Schweizer Fremdenindustrie waren und sind, wie schon bemerkt, nicht zu billigen; man darf danach aber nicht, wie das geschieht, den Schweizer im allgemeinen beurteilen, ebensowenig, wie nach der Grobheit gewisser Hausknechte; ebensowenig wie man das gesamte deutsche Volk nach gewissen geschmacklosen Jägerhemdtouristen und neudeutschen Weibern in scheußlichen „Eigenkleidern“ oder nach den „Deutschen“ der Kriegs- und Revolutionsgewinnlerzeiten, die uns im Auslande verächtlich gemacht haben, einschätzen darf.

Aus jenem Sommer bei dem poetischen Herrn Britschgi erinnere ich mich einer Bergfahrt auf eine einsame, ganz kulturunbeleckte Almhütte. Man wurde dort mit treuherzigem Handschlag (den man nachher im Thal noch spürte) und in einer alpinen, ganz besonderen Spezialmundart empfangen, die zu verstehen selbst den Basler Herren Schwierigkeiten verursachte. Zur Nkung erhielt man immense Schalen mit fetter Milch, riesige Brotlaibe, Gebirge von Butter und Käse à discretion hingestellt. Die mittafelnden Sennen waren nicht zu bewegen, für diese Speisung von einem halben Duzend Gästen mehr als den ihnen wahrscheinlich vanderbiltartig vorkommenden Totalrechnungsbetrag von 50 Rappen anzunehmen; sie ließen sich aber sichtlich gerne mit dem mitgebrachten Kirschwasser bewirten. Welch harmlose glückliche Zeiten inmitten eines unverdorbenen, zufriedenen Volkes!

Jene Gegend der Schweiz gehörte zu den katholisch gebliebenen sogenannten Urkantonen. Diese gelten zwar manchem als reaktionär und zurückgeblieben; ihnen haftete — damals — die Signatur an, die bei uns etwa Rheinländer mit dem Be-

griff „ostelbisch“ bezeichnen. Dafür wohnte in diesen Urkantonen etwas Idyllisches, Patriarchalisches und eine wirklich schlichte Gläubigkeit. Es gab damals dort sogar noch Einsiedler — natürlich nicht solche romantisch-malerische à la Schwind, Böcklin und Ludwig Richter, sondern stille Anachoreten in einsamen kleinen Kapellen mit angebauten, primitiven Schlafkammerlein, die sich dem Gebet, der Buße und Diensten der Nächstenliebe weiheten. Ich wurde zu einem solchen mitgenommen und bekam von ihm ein Schöppli Landwein, den in jenen gesegneten Landstrichen eben auch Einsiedler hatten, und während ich infolge des ungewohnten „Frühschoppens“ ein kleines, unschuldiges Kinderräuschlein auf smaragdener Wiese mit tiefblauen Enzianen ausschließ, erging sich meine protestantische, von schottischen Strenggläubigen abstammende mütterliche Begleiterin mit dem Einsiedler in religiösen, liebevollen und duldsamen Gesprächen, die auch noch nach meinem Erwachen aus den heiteren Alkoholträumen andauerten.

Eine Sommerzeit in dem unterdessen sehr bekannt gewordenen, damals aber noch einfachen rhätischen Kurort Klosters brachte das typische Schweizer Pensionsleben in einem guten Hause. Die Wände der Zimmer, in denen man schlief, waren, wie man das auch in Tirol findet, mit „Zirbelholz“ getäfelt. Eines derselben ist mir in ewiger Erinnerung — ich könnte heute gehen und es bezeichnen, denn die „Pension Florin“ steht noch — weil ich in ihm mit bösen Zahnschmerzen gelegen habe. Davon hatte ich einen solchen Schrecken vor diesen Schmerzen bekommen, daß ich in meiner kindlichen Einfalt ein langes Gebet ersann (im äußeren Format etwa einer „Schnitzelbank“), worin ich Gott inständig bat, mich und alle mit Namen aufgeführten Angehörigen vor diesem Übel gnädiglich zu bewahren. Dieses Gebet hatte ich nachts immer unter dem Kopfkissen, bis es einmal eins der Kindsmäidli fand. Ich schämte mich furchtbar und flehte sie an, niemand etwas zu sagen; sie aber — von ihrem katholischen Nothelferstand-

punkt aus vermutlich — meinte, daß es doch ein sehr schönes „Gebetli“ sei. Auch diese kleine dumme Geschichte ist bezeichnend für unsere vortrefflichen Basler Leute und das reizende Verhältnis von uns Kindern zu ihnen.

Das Essen in der Pension Florin fand noch an einer wirklichen table d'hôte statt, d. h. an einer langen Tafel, der die Inhaberin, Madame Florin, im Schwarzseidenen präsiidierte. Bei Tisch bedienten „Saaltöchter“ in Tracht. Kellner und sonstiges international geschultes, polyglottes männliches Personal gab es damals vorwiegend nur in den großen internationalen Hotels. Auch unsere Maidli in Basel legten noch oft ihre Tracht an, wenn sie etwa ins Heimatdorf zu Hochzeit oder Kirchweih fuhren.

Abends saß dann die ganze bunt zusammengesetzte, sogar eine reiche junge Sinderin mit zählende Gesellschaft im großen Speisesaal und dem angrenzenden Musikzimmer. Es war immer jemand da, der zeichnete, sang, deklamierte. Sahn im Korbe war der junge elegante Better Siegfried, Carl Bernoullis Onkel. Er war gerade aus der Lehre in einem großen Pariser Seidenhause gekommen, wo er, nicht zu seiner Lust, Kaufmann werden sollte. Er war das Orakel aller Damen auf dem Gebiete des Pariser Schicks und zeichnete ihnen verwegene Modefiguren. Sein schon damals gehegtes Ideal, Schriftsteller zu werden, hat er dann verwirklichen können und lebt jetzt in München oder Partenkirchen. Diesen sehr lieben und herzlichen Walter Siegfried habe ich dann als Student in München besucht, als er gerade seinen großen Bildungs- und Künstlerroman „Tino Moralt“ beendet hatte.

Einen andern Sommer waren wir in Grindelwald, diesem so ganz echten Schweizer Fremdenort. In den Gassen des kleinen, hauptsächlich aus Hotels und Pensionen bestehenden Dorfes wandelten Rüche, Berner Oberlandmaidli, wettergebräunte Bergführer, erotisch anmutende Russinnen, älliche, meist merkwürdig aufgeschirrte Misses und Pariserinnen in den nicht gerade für die Berge geeigneten derniers cris

der Mode. Alle hatten stets, auch wenn sie in Volants einhergingen und sicher nie Berge erstiegen, lange Bergstöcke in Händen, auf denen die Namen der angeblich bezwungenen Bergriesen eingebrannt waren.

Hier lernte ich zum ersten Male jene eigenartigen Erscheinungen der eleganten russischen Gesellschaft der alten Zeit kennen: Menschen von feinsten und diskretesten westlicher Eleganz und Kultur mit einer gewissen pikanten oder languissanten slawischen Beigabe: *Parisiens à la sauce tartare*, wie sie wohl Maupassant genannt hat. Wie in den Turgenjewschen oder Tolstoischen Romanen bedienten sie sich innerhalb einer und derselben Unterhaltung mehrerer Sprachen; da hörte man ein geschliffenes, an das Baltische erinnerndes Deutsch, ein blendendes, etwas singendes Französisch, englische Worte; fast nie, nur mit Bedienten und allenfalls, wenn sie nicht verstanden sein wollten, sprachen sie russisch. Ich hatte unter den jungen, mich an Alter aber erheblich überragenden Russinnen eine Flamme, die wiederum von einem „cher Boris“ unzertrennlich war. Unglücklicherweise warf ich meiner Angebeteten eine Krocketkugel an den Kopf, wofür ich dann von ihrer schönen Mama eine in drei Sprachen schillernde Predigt bekam, von der ich aber nur den deutschen Teil verstand.

Mich interessierten am meisten die Bergriesen und die Bergpartien, von denen andere wieder nicht genug Aufschneidereien melden konnten. Ich malte mit verschiedenen anderen Schweizer und deutschen Jungen unzählige, immer spitzer und gefährlicher werdende *pics*, *monts* und *dents*, versah sie mit den tönendsten französischen und italienischen Namen und fabelhaften Höhenmaßen und ließ sie sich alle gegen südlich ultramarinblaue Firmamente abheben. In Wahrheit wurde ich damals, da ich ziemlich zart war, nicht einmal auf die *five o'clock tea party* nach dem Faulhorn mitgenommen.

Aus diesem Grunde kam ich dann zur weiteren Kräftigung auf längere Wochen in das Haus eines Pfarrers im Jura,

wo ich aber nicht nur spielen und wandern durfte, sondern auch lernen mußte. Der Ort war ein kleines Bad mit irgend-einer Quelle. Der Pfarrer hatte mehrere Pensionäre, die er unterrichtete, darunter einen jungen Brasilianer, der alle Wohlgerüche Arabiens an und um sich hatte, einen jungen Engländer und mehrere Schweizer Buben. Wie wir uns mit young England, das bekanntlich grundsätzlich keine fremden Sprachen spricht, und Dom Pedros Untertan verständigten, und wie diese Exoten sich in das biederbe Schweizer Pfarrhaus einrangierten, weiß ich nicht mehr. Ich sehe nur noch die feine, liebe Pfarrersfrau vor mir, die uns hegte und pflegte und beinahe überernährte; ebenso ihre derbe, rotbackige Tochter unseres Alters, die wie ein Junge mit uns tobte, genau wie ein solcher von uns behandelt wurde, ihren gerechten Anteil an allen Prügeleien bezog, auf die Bäume kletterte und die derbsten Rüpeleien am liebsten hatte. Der Herr Pfarrer selbst ist mir nur in Verbindung mit Privatstunden, also weniger in Erinnerung: man erinnert sich ja gottlob viel mehr an die angenehmen als an die unangenehmen Zeiten seines Lebens.

Rührend war das Bestreben der Pfarrerin, aus uns kleinen Schweizer Bären, zu denen ich mit gehörte, so etwas wie Gentlemen zu machen. Einmal mußten wir einen Korb mit Äpfeln nach einem benachbarten Schloß fahren, das einer deutschen Dame gehörte. Wir bekamen in bezug auf „Benehmigung“ von der guten Frau Pfarrerin ein Schock guter, wahrscheinlich nötigster Lehren mit auf den Weg. So auch die, daß die schweizerische, auf jedes freundliche Angebot erfolgende Redensart „wenn Si wänt so guet si“ in diesem Falle nicht am Platze sei und durch ein einfaches „Bitte“ ersetzt werden müsse. Natürlich hörten wir nur halb zu und hatten, im Château angelangt, nur noch das dunkle Gefühl, ausnahmsweise mal kein „Schwyzerdütsch“ reden zu sollen: wir antworteten der Schloßherrin auf ihre freundliche Einladung, mit ihr Raffee zu trinken, prompt im schönsten Schweizer

Hochdeutsch: „Wenn Sie wollen so gut sein.“ Das kaum ver-
bissene Lächeln der feinen Frau über unsere groteske Floskel
ist mir noch gegenwärtig und ich denke, daß sie dabei beson-
ders mich, den Nichtschweizer, mit einem gewissen „auch du,
mein Sohn Brutus“ im Blicke musterte.

* * *

Alles das, was ich von unserem Leben in der Schweiz
weiß, habe ich selbstverständlich nicht nur aus den Eindrücken,
die ich als etwa zwölfjähriges Kind von dort mitnahm,
wenn auch das Meiste wirklich Erinnerungsbilder aus jener
Zeit sind. Manches ist erst später mein geistiges Eigentum
geworden durch viele rückerinnernde Gespräche mit meiner
Mutter, die in früheren, besseren Zeiten so glücklich war,
durch mehrere Reisen in die Schweiz und Besuche bei den alten
Freunden alle Eindrücke immer frischzuerhalten. Manches
von eigener Anschauung verdanke ich auch einem Weihnachts-
besuche, den ich als Student von Süddeutschland aus bei den
geliebten Pflegeeltern Volkland machen durfte. „Pflege-
mame“ nannten wir Frau Volkland, seitdem wir zwei ältesten
Jungen während der von Erzengel Thiersch eingeschleppten
Scharlachinfektion durch Wochen bei ihr gelebt hatten. Da
habe ich natürlich manche alte Stätten und manchen alten
Freund aufgesucht. Leider viel zu wenige: man ist als solch
krasser Fuchs nicht gescheut genug, Augen und Ohren aufzu-
machen, sondern denkt nur an das momentane Behagen.
Carl Bernoulli war damals zudem nicht in Basel, der mich
in seiner klugen Art sicherlich noch auf manches aufmerksam
gemacht hätte. Aber meine liebe alte Kinderfreundin Gertrud
Bernoulli, meine königliche Mama mit dem lilaseidenen
Krinolinenvrock aus dem „Dornröschen“, sah ich wieder. Ich
wußte, jung und unbeholfen, wie man so als Studiker im
ersten Semester ist, zuerst nicht recht, ob ich auf norddeutsch
„gnädiges Fräulein“ und Sie zu ihr sagen sollte, war mir
nur darüber klar, daß die in der unschuldigen Basler Kinder-

zeit wohl manchmal in unfeineren Kreisen gewechselt, landesübliche Titulatur „Du Chaib“ nicht mehr ganz am Platze sei; mit andern alten Freundinnen, den Töchtern des Professors Hagenbach-Bischoff, in dessen Hause wir die entzückendsten Weihnachtsbescherungen, Kindergesellschaften und Maskenfeste genossen hatten, fand ich mich aber schnell bei dem etwas scherzhaft angewandten gut Baslerischen „Jumper Hagebach“ und den Vornamen. Ich kam auch sofort wieder in das altvertraute „Baselditsch“, das ich nach dem kompetenten Urteil von Carl Bernoulli einst wie ein echter Basler gesprochen hatte. Das ist aber mit nichts ein Verdienst von mir gewesen. Ich glaube, mein Bruder und ich, die wir in Basel zur Schule gingen, wären erst skalpiert und dann gevierteilt worden, wenn wir unter den Basler Buben versucht hätten, unser Hochdeutsch, womöglich mit baltischem Akzent, beizubehalten. Aber das hatte auch sein Gutes. Denn als wir dann nach Breslau kamen, da verfügten wir beide geradezu über eine Fremdsprache, in der wir uns unterhielten, wenn unsere Mitschüler uns nicht verstehen sollten, das gab uns, abgesehen von manchem Praktischen, ein nicht zu unterschätzendes Hochgefühl von Besonderheit und Verschwörertum. Etwas Herrliches für Kerle von zehn und zwölf Jahren! Daran mußte ich oft denken, wenn ich auf Leipziger Bällen dann später die Söhne des bekannten, aus Basel stammenden Anatomen His untereinander Baselditsch sprechen hörte. Noch öfter aber schweiften, auch ohne durch baslerische Laute angeregt zu sein, in den Jahren unseres Breslauer und Wiener Aufenthalts und in Leipzig meine Gedanken an die Zeit in der lieben Stadt am Rheine zurück, und in der Erinnerung erscheint sie, je weiter das wirkliche Erleben zurückliegt, immer verklärter.